

240 T 170
1906-1907
W 154526720
308 4171033

„Kaukasische Post“

Kaukasische Post

Ercheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer 10 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., Rub. 50 Kop. halbjährl.,
1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl.,
3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die dreispaltene Zeile oder deren Raum kostet: vor dem
Text 20 Kop. hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile 10 Kop. Bei Wie-
derholung wird Rabatt gewährt.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen
Tiflis, in der Redaktion.

Von Bezugsgeldern außerdem:

1. Bobylew, Lampenhandlung am Alexandergarten.
2. Auffermann, Niederlage, Sandstraße.
3. Im Deutschen Verein.

Die Redaktion befindet sich Golowinsky Prospekt
№ 12 Haus Mdiwani im Hofe.

Sprechstunde des verantwortlichen Redakteurs
täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern und Anzeigen:
Baku, bei Herrn K. Andritz, Kontor d. Herren
Biering & Co, Molokanerstraße.

Wladislawka, bei Frau Elisabeth Seidel, Apo-
thekerwahrenhandlung d. Herrn G. Seidel.
Batumi, bei Herrn Provisor Anthen, Apotheke
Pietkiewitsch.

N^o 1

Sonntag den 18. Juni (1 Juli) 1906.

1 Jahrgang.

Dr. K. Schamiradoff.

NERVENARZT (ELECTROTHERAPIE, MASSAGE)

Sprechst. Vorm. 11—1 Nachm. 5—.

Wosnesenskaja № 7 Telefon 1052. (10—1)

An unser Leser.

Die „Kaukasische Post“ deren erste Nummer wir heute unsern Lesern darbieten soll zunächst ein vermittelndes Organ werden für unser im Kaukasus erstreut lebenden Landsleute. Die Wahrheit unserer gemeinsamen Interessen ist unsere Hauptaufgabe und wir werden denselben stets die eingehendste Beachtung zuwenden. Was unsern Landsleuten, seien sie Kaufleute, Gewerbetreibende, Handwerker oder Ackerbauer, no tut, soll in unserm Blatte besprochen und erwogen werden, und damit kein wichtigere Angelegenheit einer einseitigen Beurteilung verfallen, werden wir stets gern jeder unparteiischen und rein sachlichen Mitteilung unsere Spalten öffnen.

Es versteht sich von selbst, daß unser Blatt neben den materiellen auch die geistigen und sittlichen Interessen unserer Landsleute zu fördern bestimmt ist. Die Gründer und Leiter der „Kaukasischen Post“ werden bestrebt sein, gerade in dieser Hinsicht ihren Lesern das Mögliche zu bieten, um einer veredelten Kultur Eingang zu verschaffen. Wir alle, die wir hier in der weiten Fremde ein zweites Heim gefunden, sind genötigt den besten Teil unserer Kräfte und Zeit unsere Berufsgeschäften zu widmen, aber es wäre eine verhängnisvolle Unterlassung, wenn wir über den alltäglichen Nahrungsjorgen diejenigen Güter vergessen, ohne deren Besitz kein Mensch auf eine höhere Kultur Anspruch erheben darf.

Eine solche läßt sich aber nur erreichen durch fortwährenden geistigen und sittlichen Fortschritt, und deshalb werden wir stets unserer Aufgabe eingedenk bleiben und neben dem Nützlichen auch das Gute und Edle fördern helfen, wobei wir natürlich auf die wohlwollende Unterstützung unserer Leser rechnen.

Unser Arbeitsfeld ist nicht groß, aber da es alle unsere Interessen umfaßt, ist seine Bestellung nicht leicht und erheischt viel Einsicht und Umsicht. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, sagt Goethe, und dieses weise Wort des großen deutschen Dichters möge der Wahlspruch sein für jeden, der ernstlich und ehrlich mit uns arbeiten will.

Das Bestreben jedes einzelnen im Kaukasus lebenden Deutschen muß unaufhörlich darauf gerichtet sein, den deutschen Namen hoch zu halten, und durch ernste Kulturarbeit, Tüchtigkeit und Redlichkeit diesem Namen Achtung zu verschaffen. Das Pfund von Kenntnissen, Arbeitslust und Ordnungsliebe, welches die einen von ihren hier angesiedelten Vätern ererbt und die andern aus der fernen Stammheimat hierher gebracht haben, darf nicht abnehmen in müßiger Selbstzufriedenheit. Unsere Pflicht ist es mit diesem Pfund auf edle Weise zu wuchern, indem wir danach trachten immer vollkommeneren Menschen zu werden, und jeder auf seinem Arbeitsfelde treu und ehrlich alle seine Kräfte einsetzt. In Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Wissenschaft wollen wir an einer erspriesslichen Entwicklung mitschaffen und dem Lande, in welchem wir leben, zum Nutzen und Frommen.

Politische Rundschau.

Inland.

Neuere Politik.—Die Unterstützung, welche die russische Regierung gelegentlich der Regelung der Marokko—Affaire in der zu Algeciras (Spanien) im Anfange dieses Jahres stattgehabten Versammlung von diplomatischen Vertretern der im europäischen Concerte tonangebenden Mächte und des dabei unmittelbar interessierten Sultanats Marokko—Frankreich erwiesen hat, in dem sie sich, in zwölfter Stunde allerdings, für gewisse Forderungen, die die Regierung jenes Landes gestellt hatte und deren Spitze insbesondere gegen Deutschland gerichtet war, in's Zeug legte und dadurch bewirkte, daß dieselben bewilligt wurden; ferner der Umstand, daß die unlängst abgeschlossene russische äußere Anleihe namentlich durch Vermittelung französischer Bankhäuser zustandekam; endlich—das wohlwollende Verhalten Rußlands gegenüber England in der Tibetangelegenheit, sowie in letzter Zeit das gemeinsame Vorgehen beider Mächte auf Kreta, in Mazedonien und an der persischen Grenze, insbesondere aber die für England ganz unerwartete Unterstützung von Seiten Rußlands in der ägyptischen Frage—(auf Befehl des Sultans sind die türkischen Truppen aus dem strittigen Tabah abberufen worden)—lassen es ganz verständlich erscheinen, was die Presse betreffend den englisch-russisch-französischen Vertrag an Mitteilungen verbreitet, zumal ein englischer Diplomat in einem Gespräch mit dem Korrespondenten der „Pet. T.-Ag.“ geäußert haben soll, der neue großbritanische Botschafter werde aller Wahrscheinlichkeit nach mit der bestimmten Weisung nach St.-Petersburg gehen, einen Vertrag mit Rußland abzuschließen, wobei nach Ansicht des englischen Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten der Wechsel in der Leitung des russischen Ministeriums des Aeußeren den Gang der russischen auswärtigen Politik durchaus nicht beeinflussen dürfte—(wie bekannt, ist infolge der Entlassung des Ministeriums Witte—Durnowo im April d. J. an die Stelle des langjährigen Verwesers des Ministeriums des Aeußeren des Grafen Lambsdorff der Gesandte in Kopenhagen Iswolski getreten). Die zu erwartende Vereinbarung soll vor allen Dingen die Beseitigung der Interessengegensätze Rußlands und Englands in Asien bezwecken, wie denn überhaupt, nach Ansicht der Berliner „Post“, es schon lange das Ziel der englischen Politik ist, die während der letzten Jahrhunderte erworbene stolze Position des britischen Weltreichs durch kluge Abkommen und Verträge mit anderen bedeutenden Mächten auf friedlichem Wege zu festigen und auszubauen; daß aber die englische Regierung, wie das Volk, heute von vornherein aufrichtig die Erhaltung des Friedens wünscht, dafür haben ja die letzten Wahlen ein sprechendes Zeugniß abgelegt und man weiß auch, daß besonders die immer bedenklicher zutage tretenden „Erfolge“ des letzten südafrikanischen Krieges etwa vorhandene Kriegslust recht wirksam dämpfen. Ein bedeutsamer Artikel im Londoner „Standart“, betreffend die Bagdadbahn, für die die Deutsche Bank die volle Konzession bis zum Persischen Meerbusen besitzt und enthaltend Vorschläge über einen Anschluß der von Rußland zu erbauenden nordpersischen Bahn, mit dem Ausgangspunkt Dschulfa an der russisch—persischen Grenze, an die Bagdadbahn und über Einrichtung einer internationalen Kontrolle für den Teil der Bahn von Bagdad bis zum genannten Meerbusen, wodurch unzweifelhaft deutsche Interessen in Mitleidenschaft gezogen würden, hebt ausdrücklich hervor, daß die Vereinbarung, welche zwischen Rußland und England zu treffen sei keineswegs einen deutschfeindlichen Charakter an sich tragen werde. Es dürfte zutreffend sein, was die „Süd-

deutsche Reichs—Korrespondenz und die „Kölnische Zeitung“ zu berichten wissen, daß das zwar officiös (d. h. höflich), daß die maßgebenden Persönlichkeiten in London und Petersburg zur Genüge wußten, daß Deutschland eine Abmachung zwischen Dritten, durch die sein wohlerworbenes Recht und Interesse verletzt würden, nicht für sich verbindlich gelten lassen könnte, und daß somit die vertragschließenden Staaten es gewiß nicht unterlassen würden, zunächst mit den deutschen Interessenten und Inhabern eine Konzession in aller Güte zu verständigen, zumal ja England früher verweigert habe, englisches Geld in dem Bagdadbahn—Unternehmen anzulegen.—Dem englisch—russisch—französischen Trage dürfte hernach Japan, unter Berücksichtigung seiner speziellen Interessen in einem Sonderabkommen, beitreten. Angesichts dieser Wahrscheinlichkeit aber verliert die seinerzeit von Reuters Bureau verbreitete Meldung, es seien Schwierigkeiten zwischen Japan und Rußland entstanden, da Rußland den Versuch macht, habe, den zwischen Japan und Korea abgeschlossenen Vertrag zu ignorieren, an Bedeutung. Auch die Gerüchte betreffend einen zwischen Rußland und der Türkei in allernächster Zeit zu erwartenden Krieg erscheinen unglaubwürdig, wenn man den Abschluß eines englisch—russischen Vertrags dagegen hält, um abgesehen davon, daß ja auch die russische Regierung in der Person des Statthalters im Kaukasus amtlich hat erklären lassen, alles Gerede über Mobilmachung russischer Truppen im Gebiete von Kars beruhe auf Erfindung, nicht demäthiges sei im Gange.

Innere Politik. Der Tod des mit fast unbeschränkten Machtbefugnissen ausgestatteten Ministers des Innern Plehwe im Sommer 1904—und unmittelbar darauf erfolgte Ernennung des liberaler gesinnten Swiatopolk—Mirski auf den vacant gewordenen Posten bezogen einen Wendepunkt in der inneren Entwicklung Rußlands, denn schon am 12. December desselben Jahres ward von der Höhe des Thrones herab die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse anerkannt und eine ganze Reihe von für damalige Verhältnisse einschneidenden Verbesserungen in der Verwaltung des Landes in Aussicht gestellt. Das bedeutsame Wort vom „Vertrauen“ zur Gesellschaft fiel und schon einige Monat später erklärte ein weiteres Allerhöchstes Manifest, es wird in Bälde eine Volksvertretung zusammenberufen werden, die bei der Beratung der Gesetze beteiligt sein sollte. Indes dauerte der unselige russisch-japanische Krieg fort. Schlag auf Schlag folgte. Immer mehr und mehr traten die Krebschäden eines veralteten Regierungssystems zu Tage, bis endlich unter relativ günstigen Bedingungen der Portsmouther Frieden geschlossen ward, wodurch nochmals zur Evidenz erwiesen schien, daß es nun anders werden müßte bei uns zu Lande, wollten wir unsere weltgeschichtliche Rolle noch nicht ausgespielt haben. Wie, der Held des Tages, für seine Verdienste um den Friedensschluß zum Grafen befördert, ergriff das Steuer des Staatsschiffes, wie es schien mit kundiger, markiger Hand; aller Augen waren auf ihn gerichtet, die ganze Welt erwartete von ihm als Wunder: das Einleiten in das richtige Fahrwasser—des Parlamentarismus. Doch ergebnis! Nur zu bald bewiesen die folgenden Regierungsgänge betreffend die zukünftige Reichsdieta, unseren Reichstag, um die Wahlen in dieselbe, daß man höheren Ortes durchaus nicht geneigt wäre, dem Willen des Volkes zu willfahren, und ihr eine wahre Volksvertretung, die auch gesetzgeberische Funktionen auszuüben hätte, zu gewähren. Die Enttäuschung wuchs in demselben Maße, als ein Teil der Bevölkerung vor der Voraussetzung, an höchster Stelle sei man gewillt, dem Nichte eine echte Konstitution zu gewähren, nicht ablassen wollte, die Männer aus dem socia-

listischen Lager (Socialdemokraten und Socialrevolutionäre) aber in zahlreichen Flugschriften immer wir und wieder dem Volke vorhielten, von der bürokratischen Regierung sei absolut nichts zu erwarten, wie denn überst alle augenblicklich zu recht bestehenden Staatsformen veralteten und einer Neugestaltung vom Grunde aus unter wöchlicher Abänderung der gesellschaftlichen Ordnung bedürften. Die Propaganda zündete namentlich in den unteren Schichten Bevölkerung, aber auch die Intelligenz und zu einem nicht geringen Teil selbst der Adel, sogar einzelne Truppenteile ließen sich von ihr fortreißen, und als es dann schließlich im October zu dem bekannten passiven Widerstande, dem Generalstreik, kam, da mußte das Manifest vom 17. October vorigen Jahres wie eine Erlösung wirken; als eine solche ist es jedenfalls unmittelbar nach seiner Veröffentlichung empfunden worden; es uns doch mit einmal alle die Freiheiten, deren sich Bürger constitutioneller Staaten erfreuen und sicherte uns das Recht zu einer Volksvertretung auf breiter Grundlage zu haben, die als gesetzgebender Körper neben dem Reichsrath zu sein berufen sein sollte, nachdem dieser zur Hälfte gleichfalls auf dem Wege der Wahlen gebildet sein würde. Doch auf die grenzenlose Freude sollte bald, nur zu bald, blutiger Tau folgen. Welches die Gründe gewesen, die bei uns zum Blutvergießen führten, darüber wird einst die Geschichte unparteiischer entscheiden, als wir es zur Zeit zu tun vermöchten: ob Mißgünst der Regierungsbeamten es gewesen, die ihre Macht so rasch dahinschwinden sahen, ob Mißverständener oder gar tatsächlich zügelloser Freiheitsdrang die Veranlassung dazu geboten; fest ist unter allen Umständen, daß es zu einer heftigen Erbitterung auf beiden Seiten kam, d. h. daß die Regierung einerseits und die breiten Volksmassen andererseits sich direkt feindlich gegenüberstanden, bis es in den trübseligen Dezembertagen zum offenen Kampfe kam, die Revolution auf den Straßen von Moskau so jäh niedergeworfen wurde und auf diese naturgemäß die Reaktion folgte, die bis heute noch nicht als überwunden angesehen kann, wenngleich die Logik der Dinge zur Behauptung längt, daß das nur ein vorübergehender Zustand sei und über kurz oder lang ein erneuter Ausgleich zwischen den widerstreitenden Ansichten und Wünschen stattfinden werde, der dann bleibenden Wert besitzen dürfte. Unter solchen Verhältnissen und nachdem noch eine Reihe von zeitweiligen Normen erlassen worden waren, welche die Presse- und Redefreiheit, sowie das Recht Versammlungen abzuhalten, nicht unwesentlich beschränkten, gingen die Wahlen in die Reichsduma vor sich, die endlich am 27. April d. J. im Allerhöchsten Beisein eröffnet wurde, nachdem zuvor, am 23. April nämlich, die Allerhöchste Bestätigung des Reichsgrundgesetzes erfolgt war, laut welchem (Artikel 8 und 65) sie in demselben enthaltenen Bestimmungen einer Revision im Reichsrath und in der Duma nur auf die Initiative Seiner Majestät des Kaisers hin unterzogen werden können, womit zugleich eine Umwandlung der Reichsduma in eine konstituierende Versammlung, d. h. in eine Versammlung, die dem Reiche erst eine Konstitution, d. h. eine geschriebene Verfassung, gegeben hätte ausgeschlossen erschien. Wir können leider, wegen Raum-mangels, bei einer Besprechung des Reichsgrundgesetzes, von dem ein Teil der russischen Presse behauptet, daß es die Reichsduma zu einem Scheindasein verurteile, da es sie in strikte Abhängigkeit vom Reichsrath und teilweise auch von den Launen der Minister versetze, nicht verweilen, wollen jedoch versuchen, gelegentlich auf einzelne, wichtigere Teile desselben zurückzukommen. Über die Zusammensetzung der Reichsduma und ihre bisherige Wirksamkeit werden wir in der nächsten Nummer

berichten, desgleichen über die Zustände im Reiche, zu deren besserem Verständniß wir dadurch beigetragen zu haben glauben, daß wir unseren Lesern zunächst eine kurzgedrängte Übersicht über die Ereignisse während der Zeit gerade bis zur Eröffnung der Reichsduma lieferten. In Zukunft dagegen werden wir bestrebt sein, in einer Wochenrundschau stets nur die neuesten Vorgänge im Gesamtbilde vorzuführen und sachgemäß zu beleuchten.

Ausland.

Der Deutsche Reichstag ist in die Ferien gegangen, nachdem der über die Mehrheit verfügende konservativ-kerikale Block mit Hilfe der nationalliberalen Partei die s. g. Reichsfinanzreform durchgedrückt hat. Reichserbschaftssteuer, Zigarrettensteuer, Tantiemensteuer, Automobilsteuer, Fahrkartensteuer—das sind die hauptsächlichlichen Blumen, aus denen das Steuerbouquet zusammengesetzt ist. Die volle Bedeutung derselben für die Zahler wird sich wohl erst nach einiger Zeit herausstellen. Aber auch schon jetzt beginnt es besonders den Nationalliberalen vor ihrem Siege bange zu werden. Typische Zwischenfälle, welche den wirklichen Patriotismus der reaktionären Parteien in ein grelles Licht rücken, ereigneten sich bei der Beratung der Erbschaftssteuer. Ein von der Opposition eingebrachter Antrag, zur Zahlung dieser Steuer auch die steuerfreien Vermögen der Deutschen Bundesfürsten heranzuziehen, rief die Entrüstung der Konservativen hervor. Die Herren gebärdeten sich, als ob es sich in dieser einfachen Geldfrage um eine Verletzung heiliger Rechte handelte. Weiterhin beantragte der Zentrumsabgeordnete v. Savigny die Kirche von der Zahlung der Erbschaftssteuer für ihr vermächte Legate zu befreien, welchen Antrag der christlich-soziale Abg. Stöcker lebhaft unterstützte. Dieses Bündnis der sonst feindlichen katholischen und protestantischen Brüder fand aber selbst bei den Nationalliberalen keinen Anklang und wurde abgelehnt. In der Geldfrage hört eben überall die Gemüthlichkeit auf. Übrigens bedeutet die Reichsfinanzreform trotz ihrer Mängel eine Besserung des bisherigen Zustandes insofern, als die Reichserbschaftssteuer einen Übergang zur Einführung direkter Reichssteuern anbahnt.

Im preussischen Abgeordnetenhaus endete die Beratung des Volksschulgesetzes mit der Annahme desselben. Trotz des Sturmes von Entrüstung, den der kulturfeindliche Charakter des Gesetzes in weitesten Kreisen des Volkes und der Vertreter der Wissenschaften nicht nur in Preußen, sondern auch in ganz Deutschland hervorrief, ging es im Abgeordnetenhaus glatt durch, und steht jetzt im Herrenhaus zur Beratung. Welche Bedeutung das neue Gesetz für die Volksschule und ihre Lehrer in Preußen haben wird, darüber ist man sich in den Kreisen der letzteren völlig klar, wie die Tagung des deutschen Lehrervereins bewiesen hat. Dieser zählt von den überhaupt in Deutschland tätigen 124,027 Lehrern 110,312 als seine Mitglieder. Ebenso sprach sich auch der Verbandstag des katholischen Lehrerverbandes gegen die kirchliche Schulaufsicht aus.

Während so in Preußen die Reaktion fortschreitet, entwickeln sich die Deutschen Südstaaten in fröhlichem Gedeihen im modernen Geiste. Die Wahlreform in Bayern, die Verfassungsreform in Württemberg, die zur Zeit stattfindende Kultusdebatte in der badischen Kammer geben die Gewähr dafür.

Daß ein solcher Gegensatz zwischen Nord und Süd in jeder Hinsicht bedauerlich ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Aber es wäre ein Fehler, das Vorhandensein eines solchen zu verkennen. Daß er besonders auf Seiten der altpreussischen

Konservativen besteht, zeigte sich recht deutlich in der Rede des Reichstagabgeordneten v. Oldenburg, welcher heftige Beschuldigungen gegen die süddeutschen Staaten wegen ihres nicht genügenden Konservatismus aussprach und mit der Möglichkeit der Auflösung des Reiches drohte. Natürlich wurde dieser ostelbische Heißsporn sowohl von den Vertretern der süddeutschen Regierungen, wie auch von den Abgeordneten gründlich abgeführt. Aber wenn auch seine eigenen Parteigenossen sich diesen „Blauderer aus der Schule“ von den Köpfschößen abzuschütteln versuchten, so ist doch ein schlimmer Eindruck geblieben.

Was die äußere Lage betrifft, so hat sich der von vielen Seiten schon totgesagte Dreibund noch einmal als lebensfähig erwiesen. Kaiser Wilhelm's Besuch in Wien, die Erklärungen des österreichischen und des ungarischen Ministers, die gemeinsame Depesche der Kaiser Franz Joseph und Wilhelm an den König von Italien, dessen Antwort und die Erklärung des neuen italienischen Ministerpräsidenten Giolitti im dortigen Parlament lassen keinen Zweifel daran aufkommen, daß trotz aller Quertreibereien dieses wichtige Friedenselement in Europa noch in Kraft bleiben wird.

Durch diese Vorgänge hat sich überhaupt der politische Horizont bedeutend geklärt. Daß aber Europa nicht zur Ruhe komme, dafür haben diesmal, wie schon oft, die Balkanstaaten gesorgt. Zwischen Rumänien und Griechenland ist es zum Abbruch jeglicher offiziellen Beziehungen gekommen, wozu die Mordbrennerei griechischer Banden gegen Rumänen in Macedonien den Grund gelegt haben. Die griechische Regierung hatte die Bildung der Banden innerhalb ihres Gebietes ungehindert geschehen lassen und sogar geduldet, daß griechische Offiziere teilnahmen. Auch zwischen Bulgarien und Griechenland scheinen die Beziehungen sich zu trüben, und zwar auf derselben Grundlage.

Einen erfreulichen Eindruck hat der Besuch der deutschen Oberbürgermeister in England, hinterlassen. Der überaus freundliche Empfang, den die Herren überall fanden, und das wohlwollende Verhalten des Königs Eduard, haben sowohl in Deutschland wie in England eine bessere Stimmung hervorgebracht. Besonders die Worte des englischen Unterstaatssekretärs für die Kolonien Lord Churchill: „Gott bewahre uns vor der patriotischen Presse diesseits und jenseits der Nordsee“, wird jeder gern unterschreiben, der die Separatheit dieser Presse verfolgt hat.—Daß aber eine versöhnliche Stimmung besteht, dafür spricht der im Parlament gestellte Abrüstungsantrag, der zwar praktische Folgen in nächster Zeit kaum haben dürfte. Für das nächste Staatshaushaltjahr ist eine Heeresverminderung um 10,000 Mann und eine solche der Artillerie beschlossen. Die Annäherung Englands an Rußland ist nach den letzten Ereignissen recht zweifelhaft geworden. Das englische Geschwader soll, wie telegraphiert wird, russische Ostseehäfen nicht besuchen.

Die Kammerwahlen in Frankreich haben der republikanischen Regierung eine zweifellose Mehrheit gesichert und den Reaktionsparteien eine ebensolche Niederlage gebracht. Das Ministerium Sarrien ist am 14. Juni a. St. mit seiner Programmklärung vor das Parlament getreten.

Die österreich-ungarische Monarchie überlebt eine Erschütterung, deren Ende zwar noch nicht abzusehen ist, welche aber eine friedliche Lösung erhoffen läßt. Daß der ungarische Konflikt friedlich, ohne Blutvergießen mit einem Siege der magyarischen Forderungen geendet hat, ist als die Folge der Einmütigkeit aller dortigen Parteien einerseits und der politisch-nationalen Zerfahrenheit der österreichischen Reichshälfte andererseits anzusehen. Es wäre aber unbillig, wollte man das weise und gerechte Verhalten des greisen Monarchen Franz Joseph

außer Betracht lassen, welches zu dieser friedlichen Lösung in hohem Grade beigetragen hat. Am 21. Mai wurde der ungarische Reichstag mit großer Feierlichkeit vom Kaiser in Budapest eröffnet, und das Ministerium Weyerle legte demselben sein Programm vor. Diesem war außer der Durchführung des allgemeinen Wahls auch zur Vorbereitung der wirtschaftlichen Trennung beider Reichshälften, welche nach Ablauf der geltenden Handelsverträge im Jahre 1917 eintreten soll, die vorläufige Völg des jetzigen Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Ungarn und Österreich vorgesehen. An die Stelle des gemeinsamen sollte autonomer ungarischer Zolltarif treten. Diesem Schritte wollte der österreichische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe seine Zustimmung nicht geben, und da der Kaiser für die ungarischen Forderungen eintrat, reichte das ganze österreichische Ministerium seine Entlassung ein. Der unerwartete Rücktritt rief im österreichischen Abgeordnetenhaus einen Sturm von Entrüstung hervor, welche die Bildung eines neuen Kabinetts erschwerte. Nach längeren Verhandlungen übernahm v. Beck die Neubildung eines Ministeriums, in welches die Führer der Deutschen, Polen und Tschechen aus dem Abgeordnetenhaus eintraten. Das Programm des neuen Ministeriums schließt als Hauptpunkte Abwehrmaßregeln gegen Ungarn, und die Durchführung des allgemeinen Wahls ein. Ob in der einen wie in der andern Frage Erfolge zu verzeichnen sein werden, erscheint mindestens zweifelhaft, wo man an die unpatriotische Haltung der Nationalitätsparteien denkt, deren egoistische Politik bisher alle Versuche, die Wahlreform durchzuführen, scheitern ließ. Erfreulich ist es, daß Kaiser Franz Joseph an dieser Reform unentwegt festhält. Er äußerte einigen Abgeordneten gegenüber, die Wahlreform müsse durchgehen, es dürfe kein österreichisches Parlament mehr nach dem alten System gewählt werden.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten des Königs Alfons und der Prinzessin Ena von Battenberg in Madrid wurden in brutaler Weise durch ein völlig sinnloses Attentat unterbrochen. Auf den Hochzeitszug wurde aus einem Hotel eine Bombe geworfen, welches das Königspaar nie verletzte, aber 24 Menschen tötete und 50 verwundete. Der Verbrecher beging als er arretiert werden sollte, einen Selbstmord. Der Wahnsinn der Tat hat überall Entrüstung hervorgeufen.

Bermischt Nachrichten.

◆ Am 9 Juni haben die Schaffner und Wagenführer der elektrischen Straßenbahn die Arbeit eingestellt und sind in den Ausstand getreten. Erst am 4 Juni wurde der Verkehr wieder aufgenommen.

◆ **Totschlag.** Vier junge Leute, von denen drei Gymnasialuniform und einer eine Matrosenanzug trug, erschienen am 6 Juni nach Schluß der Vorstellung im großen Theater am Golowinschen Prospekt, umringten den Kontrolleur der Schulz'schen Schauspielergesellschaft, Bieberstein und stellten an ihn die Frage, warum er ihnen den Eintritt ins Theater nicht gestattet habe. Bieberstein erwiderte, daß er sie nicht eintreten ließ, weil sie keine Billette besaßen. Nach dieser Erklärung versetzte ihm einer der Burschen mit seinem Stock einen Schlag auf den Kopf, während die andern ihn zu Boden gefallenen Bieberstein mit den Füßen traten und ihn so zürichteten, daß er am nächsten Tage seinen Verletzungen erlegen ist.

Die beispiellose Rohheit und Verwilderung dieser Burschen betrübt um so mehr, als sie ihrer Kleidung nach den gebildeten Ständen angehören.

einem Menschenalter Chicago in Asche legte, weit hinter dem zurück, was sich jetzt in San Francisco und Umgebung abspielte.

Wie man weiß, kam das Entsetzliche so unerwartet wie nur möglich; keinerlei Warnungen, wie sie sonst die Natur bei Stürmen zu geben pflegt, wurden bemerkt. Immerhin war es ein großes Glück im Unglück, daß die Erderschütterung zu den frühesten Morgenstunden einsetzte, als fast alle im

◆ **Mahon** am stärksten das Geschäftsviertel **domen**. Der bekannte reiche Bürger von Bara Lagiew hat zu Bildungszwecken für tatarische Mädchen 750 tausend Rubel gestiftet. Ein Teil dieser Summe soll zur Gründung eines Progymnasiums für tatarische Mädchen in Tiflis verwendet werden.

◆ Aus Gerny wird der Zeitung „Mischak“ vom 7 Juni telegrafirt: „Das Dorf Chosnawar ist von Tataren umzingelt. Die Schießerei dauert fort.“

◆ Die Zahl der Raubfälle, Morde und Körperverletzungen mehren sich in Tiflis in erschreckender Weise. Wir behalten es uns vor den Zusammenhang dieser traurigen Anzeichen des Sinkens der öffentlichen Sittlichkeit in einer der folgenden Nummern näher zu beleuchten. Vorläufig teilen wir in Kürze folgende Fälle mit:

◆ In der Tifliser Vorstadt Krzanißi wurde der Schankwirt Sakul Kakijew von 4 bewaffneten Räubern überfallen, es gelang dem Wirt jedoch einen der Ueberfallenden zu erschießen, die anderen entkamen.

◆ Um 7 Uhr abends wurde in der Nähe des Eisenbahn-Konsum-Vereins auf der Bahnhofstraße ein gewisser E. Mikirtumow von 4 mit Dolchen und Revolvern bewaffneten Räubern in dem Augenblicke als er die Straßenbahn besteigen wollte, zurückgerissen und zur Erde geworfen. Die Strolche stahlen ihm 19 Rubel aus der Tasche und verwundeten ihn mit einem Dolch schwer am Kopfe. Der Verwundete fand im Michaelis-Hospital Aufnahme.

◆ Um 10 Uhr abends wurde die Frau des Bürgers Kwehidse in ihrer Wohnung im Hause Goginow von einer unbekannt Person überfallen und tödtlich verletzt. Die Unglückliche verstarb auf dem Wege nach dem Krankenhause.

◆ In der Nacht am 4 Juni wurde die Delikatessenhandlung von Schikanjanz auf dem Golowinschen Prospekt mit einem Nachschlüssel geöffnet und aus der Kasse 100 Rbl. sowie verschiedene Waaren entwendet. Die Diebe entkamen unbemerkt.

Der Raum gestattet uns nicht die vielen anderen Fälle dieser Art zu erwähnen!

◆ Die Parteileitungen der armenischen Organisation des Dschakzutium und die der soz. Partei in Kutais veröffentlichten Proteste gegen die Unterstellung, als ob eine Reihe von Mordtaten von diesen Organisationen ausgegangen wären. Es ist zu wünschen, daß diese Bestrebungen zum Kampfe gegen das sich mit politischen Federn schmückende Nauditium einen größeren Umfang annehmen möchten, da nur die Gesellschaft selbst im Stande sein wird, diesen Unfug zu unterdrücken.

Petersburg. Die Reichsduma wird nicht aufgelöst. Die „Pet. Tel.-Ag.“ ist ermächtigt offiziell zu erklären, daß die in den heutigen Petersburger Blättern erschienenen Nachrichten: erstens, daß angeblich in Peterhof gestern eine Extra-Sitzung stattgefunden habe, deren Ausgang für die Reichsduma von entscheidender Bedeutung sein würde, und zweitens, daß angeblich das Dekret über die Auflösung der Reichsduma ohne Angabe des Datums längst unterzeichnet und dessen Vorstellung dem Vorsitzenden des Ministerrates anheim gegeben sei—nicht nur unbedingt erlogen, sondern zur Kategorie derjenigen Gerüchte zu zählen sind, die vorzüglich zu dem alleinigen Zweck in Umlauf gebracht werden, die öffentliche Meinung zu erregen.

spiel ab

Die Judenmorde in Bjalostok.

In der Industriestadt Bjalostok ist es zu Judenverfolgungen gekommen, welche an Scheußlichkeit und Barbarei denjenigen in Kischineß und Odessa nicht nachstehen. Nach den ersten Meldungen sollten auf eine Prozession zwei Bomben geworfen worden sein, durch welche einige Priester und Teilnehmer getötet sowie eine Panik hervorgerufen wurde, während Frauen und Kinder zu Tode getreten wurden. Unmittelbar darauf begann die Menge die Läden und Wohnungen der jüdischen Einwohner zu plündern und die Besitzer zu ermorden.—Auf die erste Nachricht von diesem Ereignis wurde von der Reichsduma beschlossen eine Kommission von Abgeordneten nach Bjalostok zur unparteiischen Untersuchung der Angelegenheit zu senden. Aus den durch diese festgestellten Tatsachen, sowie aus einer amtlichen Depesche des Gouverneurs von Grodno geht nun hervor, daß der Sachverhalt ein wesentlich anderer war. Ein ausführlicher Bericht folgt in nächster Nummer.

Aus den Kolonien.

Aus Elisabettal. Seit mehreren Jahren habe ich Elisabettal nicht besucht und als ich in diesen Tagen auf der Durchreise diese große Kolonie wieder durchwanderte, war ich nicht besonders erfreut über ihr Aussehen. Das erste was mich unangenehm berührte, waren die zahlreichen halb oder ganz zerfallenen Zäune, die ich an der Hauptstraße bemerkte. Manche dieser Zäune mögen sich schon seit mehreren Jahren in einem solchen Zustande befinden, aber kein Mensch denkt daran sie auszubessern. Auch der gepflasterte Fußsteig, welcher zu beiden Seiten der Straße hin führt, sieht jämmerlich aus. Viele Steine sind herausgerissen, andere liegen schief und wenn man nicht gut aufpaßt, kann man zu Fall kommen.

Im Februar wurde Herr Friedrich Anselm zum Schulzen gewählt und die Elisabettaler sind froh, daß sie jetzt einen Gemeindebeamten haben, von welchem sie erwarten können, daß er unparteiisch und mit Energie für die Angelegenheiten der Gemeinde sorgt.

Der Stand der Weingärten ist im allgemeinen befriedigend und wenn die Nebenkrankheiten keinen Schaden bringen, ist eine gute Mittelernte zu erwarten. Das Getreide hat dagegen von der langen Trockenheit im Frühjahr gelitten, so daß die Aussichten weniger günstig sind. Vor zwei Wochen ging auf die zu Elisabettal gehörigen Felder von Altdorf ein schwerer Hagel nieder, der das Getreide hart mitnahm.

Aus Alexanderdorf. Wie bekannt, bildet die Milchwirtschaft den Haupterwerb der Alexanderdorfer und sie sind immer noch diejenigen, die der Tifliser Einwohnerschaft die meiste Milch liefern. Dieses Geschäft ist bei einiger Betriebsamkeit ziemlich einträglich, aber es könnte mehr einbringen, wenn die Trockenheit nicht so oft einen Strich durch die Rechnung machte. Gerade zur Zeit des Grasschwundes mangelt es oft wochenlang an Regen, so daß die Heuernte meistens wenig ergiebig ist. Auch die Alexanderdorfer Gärten haben unter der Trockenheit zu leiden, denn das mit großen Kosten eingerichtete Wasserhebwerk arbeitet immer noch schlecht, weil es von Leuten angestellt wurde die wie es scheint, von der Sache nichts verstehen.

Im ganzen genommen ist der Stand der Weingärten heuer ein befriedigender, was sich vom Getreide leider nicht sagen läßt, da die trockene Frühjahrswitterung sehr ungünstig auf die Saaten eingewirkt hat.

Aus Helenendorf. Die tatarisch-armenischen Feindseligkeiten haben die Kolonie nur mittelbar berührt und äußern sich jetzt in einem großen Mangel an tatarischen Arbeitern, weil die umliegenden Dörfer armenisch sind. Die Beziehungen beider Völkerschaften sind noch immer oder schon wieder sehr gespannt, doch kommt die Feindschaft nicht zum offenen Ausbruch. Auf den Wegen sind überall berittene Militärpatrouillen zu sehen.



elnen Morden und Räubereien hört man trotzdem
So ist vor einigen Tagen der Kolonist Frid seines Gewehres Rede des
verräterisch von seinen armenischen Arbeitern ermordet worden.
Die Mörder wollten die Schuld auf die Tataren wälzen, was nicht
ihnen jedoch nicht gelungen ist.

Der Wein steht gut und verspricht eine reiche Ernte, doch
merkt man schon verschiedene Anzeichen von Traubenkrankheiten.

Der hiesige Konsumverein wächst und gedeiht. Er besteht
erst drei Jahre. Im ersten Jahre hatte er einen Umsatz von
32000 Rubeln bei 120 Mitgliedern, im zweiten Jahre war die
Zahl der Mitglieder auf 150—und der Umsatz auf 65000 Rbl.
gestiegen und das laufende Jahr verspricht einen Umsatz von
100000 Rub. zu geben bei 200 Mitgliedern.

Der Konsumverein bedient nicht nur die Einwohner der
Kolonie, sondern auch eine ganze Anzahl armenischer Dörfer,
deren Einwohner bei den unruhigen Zeiten ihre Einkäufe so
nahe wie möglich machen möchten.

Auch andere Kolonien gründen, teilweise gezwungen Kon-
sumvereine. So sind in letzter Zeit solche Vereine in Georgs-
feld und Annensfeld entstanden, weil diese Kolonien von tataris-
cher Bevölkerung umgeben sind und die armenischen Kaufleute
schützen mußten.

Aus Baku.

**Grundsteinlegung des Altersversorgungsheims der ev.-luth.
Gemeinde zu Baku.** Am 14. Mai um 1 Uhr mitt. nach dem
Gottesdienste fand die Feier der Grundsteinlegung des Asylhau-
ses auf dem von der Stadt geschenkten Grundstücke am Ende
der Stanislaus-Str. statt. Der Platz ist von einer Mauer um-
geben und war mit Guirlanden und Flaggen festlich geschmückt.
Im Hintergrunde hatte die Militairkapelle Aufstellung genom-
men. Erschienen waren außer zahlreichen Gemeindegliedern
auch die Mitglieder des Frauenvereins mit ihren Vorsteherin-
nen, Frau Pastor Zimmermann, Frau Kaiser und Frau Lotter.
Ist doch die Gründung dieses Hauses zum größten Teil das
Werk des hies. Frauenvereins. Durch jahrelange unermüdlige
Arbeit und jährliche Verlosung der fertig gestellten Handarbei-
ten, sowie auch durch Spenden von Gemeindegliedern, hat
dieser Verein ein Kapital von ca 10000 R. zusammen gebracht.
Ehre und Dank den fleißigen Frauen und Jungfrauen, deren
Hände unermüdllich viele Jahre hindurch im stillen gewirkt und
gearbeitet, bis sie schließlich die Früchte ihrer Tätigkeit in
sichtbarer, greifbarer Gestalt haben aufweisen können! Viele
derselben haben diesen für sie ehrenvollen, freudigen Tag nicht
mehr erlebt, auch ihrer werde in der Gemeinde dankbar ge-
dacht!

Der neugewählte Kirchenrat war fast vollzählig versam-
elt. Da der Herr Generalgouverneur Fadejew sein Erschei-
nen zugesagt hatte, so wurde mit dem Beginn der Feier noch
wartet. Unter den Ehrengästen waren erschienen: der k. k.
österreichische Vizekonsul und der persische Konsul. Gleich nach
Entreffen des Herrn Generalgouverneurs bestieg der Ortspastor
die Kanzel, die Kapelle intonierte die Melodie: „Ein feste Burg ist
unser Gott“ und die Gemeinde sang die beiden ersten Verse des
erwähnten Revormationsliedes. Darauf hielt der Geistliche
auf Grund des Textwortes 1 Sam. 7,12 eine kurze Weih-Rede,
in welcher er auf die Bestimmung des zu gründenden Hauses
des Frauenvereins dankend gedachte und
Werk Gottes Segen erbat,
und gerechte Verhalten des gütigen

außer Betracht lassen, welches zu dieser friedlichen Übung in
hohem Grade beigetragen hat. Am 21. Mai wurde der ungaris-
che Reichstag mit großer Feierlichkeit vom Kaiser in Buda-
pest eröffnet, und das Ministerium Weyerle legte demselben
(Öst. in Programm vor. diesem war außer der Durchführung
„Ich bete an einen Wächter auch zur Vorbereitung der Kapitel
mit der Urkunde in beiden Reichshälften. und mit einer
Steinplatte verschlossen worden war, trat der Pastor an den
Stein heran und tat die 3 ersten Hammerschläge mit den
Worten „Eben-Ezer“ (d. h. Stein der Hilfe) Gott zur Ehre
den Menschen zum Dienst“. Darauf näherte sich der Präses
und schlug 3 mal mit dem Hammer die Worte sprechend: „Ge-
deihe, wachse und blühe als Zeichen christlicher Liebe!“ Da-
rauf taten die 3 üblichen Hammerschläge: der Herr General-
gouverneur, der österreichische Vizekonsul, der persische Konsul
und die Vorsteherinnen des Frauenvereins. Nach Beendigung
dieser Zeremonie, bestieg der Geistliche die Kanzel und schloß
die Feier mit Gebet und Segen, worauf die Musik die Kaiser-
Hymne spielte, die von allen Anwesenden stehend, mit entblöß-
tem Haupte angehört wurde. Damit hatte die offizielle Feier
ihr Ende erreicht und die Anwesenden verließen allmählich die
Stätte, auf der in der Zukunft die Alten, Schwachen und Sie-
chen der Gemeinde ein Unterkunft finden sollen. Möge das gute
Werk auch fernerhin mildtätige Herzen und freigebige Hände
finden, damit es schnellstens seiner Vollendung entgegen gehn
und seiner Bestimmung übergeben werden könne (Gal. 6,10)!
Liebe hat das Werk begonnen, möge Liebe es vollenden und
mögen seine einstigen Insaßen diese Liebe so recht innig
empfinden. Möge es auch hier heißen: „Die Liebe höret nimmer
auf“!

Ein Gemeindeglied.

Baku, Anfang Juni.

In dem St.-Petersb. evang. Sonntagsblatt ist ein Aufruf
des Bakuier Kirchenrats erschienen, in welchem für eine zweite
hier zu schaffende koordinierte Predigerstelle Geistliche aufge-
fordert werden, sich zur Probepredigt anzumelden. Also wir
bekommen einen zweiten Geistlichen. Es wäre aber durchaus
wünschenswert, wenn derselbe estnisch verstände (finnisch könnte
er leicht erlernen), weil gerade diese Gemeindeglieder seit
ein paar Jahren sich mit dem Lesegottesdienst behelfen müssen.

K.

Aus aller Welt.

Die Kalifornische Katastrophe.

Die Gelehrten streiten sich jetzt darüber, ob das schreck-
liche Unglück, von dem die blühende Seehandelsstadt am Golde-
nen Horn betroffen wurde, als Folge eines Erdbebens oder viel-
mehr eines Erdstoches anzusehen ist—verursacht durch unregel-
mäßige Schichtungen des Erdinnern, wie sie die Geologen an ver-
schiedenen Stellen der pazifischen Küste entdeckt haben wollen—
aber was auch immer die veranlassende Ursache gewesen sein
mag, so viel steht leider fest, daß diese Katastrophe zu den
grausigsten Ereignissen unserer Zeit zählt. Sicherlich bleibt we-
nigstens alles was die große amerikanische Republik an Schreck-
nissen derart noch zu verzeichnen hatte, wie die Uebersflutungen
von Johnstown und Galveston, das Erdbeben von Charleston,
der Brand von Baltimore, ja selbst das Rieseneisenfeuer, das vor-



einem Menschenalter Chicago in Asche legte, weit hinter dem zurück, was sich jetzt in San Francisco und Umgebung abspielte.

Wie man weiß, kam das Entsetzliche so unerwartet wie nur möglich; keinerlei Warnungen, wie sie sonst die Natur bei Stürmen zu geben pflegt, wurden bemerkt. Immerhin war es ein großes Glück im Unglück, daß die Erderschütterung zu einer so frühen Morgenstunde einsetzte, als fast alle im Bette lagen, und daß sie am stärksten das Geschäftsviertel traf. Die Büreaus waren natürlich fast ganz menschenleer, und die Zahl der von einstürzenden Häusern Begrabenen stellte sich daher schließlich auch als weit kleiner heraus, als man anfänglich befürchtet hatte. In San Francisco selbst dürften es nicht mehr als dreihundert bis vierhundert Menschen gewesen sein, die ihr Leben verloren. Anscheinend ist es der Umgebung in der Beziehung weit schlimmer ergangen. Die in Santa Rosa Verunglückten werden allein auf 500 geschätzt, ebenso sollen mehrere hundert Geisteskranke in der Irrenanstalt qualvoll verbrannt sein...

Ein hiesiger Freund, der sich gerade in San Francisco auf seiner Hochzeitsreise befand und aus einem der Hotels gerade noch sein und seiner Frau nacktes Leben rettete, schreibt mir über seine Erlebnisse unter anderem: „Wir hatten uns nach dem Nob Hill geflüchtet, wo ein Freund sein Haus hatte. Auf dem Wege dahin (und dieser erforderte unter den Umständen mehrere Stunden!) sah ich die Steinwand eines viereckigen Hauses auf die Menge herabfallen. Es war das ein entsetzlicher Anblick, und ich kann keine Idee von dem Schrecken geben, der überall herrschte. Wir blieben dann die Nacht bei meinem Freunde. Aber am Morgen waren die Flammen bis zu unserem Hügel hinaufgeklettert und wir mußten infolgedessen weiterfliehen. Wir hatten große Schwierigkeiten, um uns bis zu der nach Oakland führenden Fähre durchzukämpfen, und das Schauspiel war gerade so furchtbar wie am vorhergehenden Tage. Ich sah zum Beispiel, wie ein Mann, der versuchte, einen Leichnam auszurauben, durch einen Offizier niedergeschossen wurde und quer über den Leichnam todt niederfiel. Zerstückelte Leichen lagen überall in den Straßen, überall waren verletzte Pferde, rannten umher und trampelten Frauen und Kinder nieder. Leute saßen in den Straßen und bewachten ängstlich das bißchen Eigentum, das sie aus den Trümmern ihrer Häuser gerettet hatten. Wo am Tage vorher noch die Riesengebäude gestanden hatten, war jetzt nichts mehr vorhanden als Aschenhaufen und Ruinen.“

Das Feuer, das die Erderschütterung hervorgerufen hatte, fand um deswillen eine so riesige Verbreitung, weil noch nicht der zehnte Teil aller Bauwerke aus solidem Material erbaut war. Man schätzt die Zahl der relativ feuer sichereren Gebäude auf nur etwa 5000, während 50.000 Häuser nur aus Holz und Fachwerk bestanden. Die „Wolkenkratzer“ hielten, wie es scheint, teilweise wenigstens, die Feuerprobe aus, ebenso einzelne, besonders günstig gelegene öffentliche Gebäude, wie die der Bundesregierung gehörige Münze, die nicht allzu stark beschädigt sein soll. Es gelang daher auch die gewaltigen Reichtümer, die in den Kellern des Münzamts lagern, ganz und gar zu retten. Eine eigentümliche Entdeckung machte man in dem—jetzt völlig vom Erdboden vertilgten—Chinesenviertel. Hier stieß man auf eine Katafombenanlage von großen Dimensionen, deren Geheimnisse man noch nicht zu enträtseln die Zeit fand.

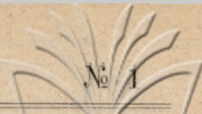
Da die Reisezeit von San Francisco hierher immerhin vier bis sechs Tage beträgt, so sind bisher nur vereinzelte Augenzeugen der Schreckensszenen in New-York eingetroffen. Zu den Ankömmlingen zählt vor allen ein Häufchen von Conriedsfahrenden Sängern, die in der Unglücksstadt gerade ein Gast-

spiel absolvierten. Die Primadonna und die ersten Sängern die ihre Quartiere im Palasthotel hatten, wurden durch die Erschütterung buchstäblich aus den Betten geworfen. Frau Luise Homer mußte im Nachtgewande auf die Straße flüchten und schließlich ein paar Hosen ihres Gatten anziehen, wozu ihr väter noch jemand einen Mantel herlieh. Nicht besser ging es einer jungen Sängerin, Bessie Abbot, die sich Glassplitter in die bloßen Füße trat und fast unbekleidet auf der Straße anlangte. Marcella Sembrich stürzte barfuß die Treppe hinunter und fand im Foyer des Hotels einen bekannten Herrn, der ihr seinen Ueberzieher umwarf. Dann brachte sie mit einem Teil der Truppe den Rest des Tages und die folgende Nacht am Rande eines Reservoirs zu. Man lud sie ein, in eins der Häuser zu kommen, doch lehnte sie es ab, weil sie fürchtete, die Häuser würden noch sämtlich einstürzen oder in Brand geraten.

Die berühmte Sängerin schätzt ihren Verlust an Garderobe und Schmucksachen allein auf 40.000 Dollar! Außerdem verlieren alle Mitglieder des Ensembles ihre ganzen Gagen und Spielhonorare vom Tage des Unglücks bis zum Schluß der Saison, denn nach den mit dem Metropolitan-Opernhause geschlossenen Kontrakten haben sie keinerlei Ansprüche, sobald durch höhere Gewalt die Aufführungen unmöglich gemacht werden. Das trifft besonders das Chor- und Ballettpersonal in der empfindlichsten Weise. Allerdings weiß man heute noch nicht, wieviel von dieser Schar sich überhaupt am Leben befinden. Sie waren sämtlich in den billigeren Gasthäusern untergebracht und mögen dort auch verunglückt sein! Selbst von der Primaballerina, dem deutschen Fräulein Fröhlich, haben die hiesigen Angehörigen noch keinerlei Kunde erlangen können.

Den Verlust, den die Stadt selbst durch das Unglück erlitten hat, schätzt man sehr verschieden auf Beträge, die zwischen einer Milliarde und anderthalb Milliarden Reichsmark liegen. Die hiesige „Sun“ rechnet aus, daß Werte im Betrage von 375,000,000 Dollar zerstört wurden, daß davon aber mindestens 150,000,000 Dollar durch Versicherungen gedeckt wären, die auch ausbezahlt werden würden. Stimmt diese Schätzung, so wäre das ein Schaden von 225,000,000 Dollar, wozu noch etwa 33,000,000 Dollar kämen, die namentlich auf die beiden Universitäten in Berkeley und in Paolo Alto, auf Santa Rosa, San Jose und Salinas entfielen. Allein es wird sicherlich nur ein Teil der Betroffenen auf Unterstützung Anspruch machen. San Francisco ist eine außerordentlich reiche Stadt, in der es neben einem breiten Mittelstand nur verhältnismäßig wenig Arme gab. Die Zahl der Multimillionäre ist dafür um so größer, darunter zwei der bekanntesten Deutsch-Amerikaner, Sutro und der 77 jährige Zuckerkönig Klaus Spreckels.

Es ist also ganz klar, daß in keinem Falle für den ganzen Schaden, der entstanden ist, durch die eingeleitete Hilfsaktion Ersatz geschaffen werden muß. Dagegen steht es fest, daß durch die Bewilligung aus öffentlichen Mitteln und privaten Sammlungen Summen zusammenkommen werden wie noch niemals bei einer früheren Gelegenheit. Der Kongreß bewilligte zunächst 2,500,000 Dollar, und sehr viele Legislaturen von Einzelstaaten folgten seinem Beispiele. In New-York und Chicago kamen im Handumdrehen etliche Millionen zusammen, und ich halte es nicht für unmöglich, daß die Union zusammen an 50,000,000 Dollar für Kalifornien aufbringen wird. Diese Sachlage erklärt es auch, weshalb Präsident Roosevelt die auswärtige Hilfe glaubte verschmähen zu dürfen. Gelegentlich kommt bei jedem Amerikaner einmal das „Übermenschen“-Ge-



fühl zum Durchbruch, dessen Stolz es ist, daß er alles allein vermag und die ganze übrige Welt nicht nötig zu haben vermeint. Aber ist das zu verwundern in einem Lande, wo die Hilfsfreudigkeit sich so gewaltig und prompt bekundet wie in diesem Falle?

Die interessantesten Einzelheiten aus den Schreckenstagen von 17. bis 21. April wird man offenbar erst mit der Zeit erfahren. So viel kann man jetzt schon sagen, daß es durch das glückliche Eingreifen des kommandierenden Generals Funston gelang, die Ordnung vollkommen aufrecht zu erhalten. Dadurch, daß das Standrecht für alle Verbrechen proklamiert war und Funston überall genügende Wachen aufgestellt hatte, um auch seine Verordnungen zu erzwingen, kamen trotz der herrschenden Panik keinerlei Ruhestörungen vor. Einige Räuber wurden allerdings kurzerhand erschossen, aber nur von einem einzigen Fall verlautet, wo ein unschuldiger junger Mann, ein Bankbeamter, sein Leben einbüßte, weil er auf das Kommando „Halt“ nicht gehorcht hatte. Angesichts dessen, daß es sich um eine Halbmillionenstadt handelte, deren Sicherheit in Gefahr stand, erscheinen diese Opfer gering. Und dadurch, daß Militär und Marine massenhaft Lebensmittel und Wasser aus ihren Vorräten herbeschafften und so viele vor dem Verschmachten bewahrten, mögen sie auch diese Verluste nach Kräften ausgeglichen haben.

Die charakteristischen Szenen, von denen man bisher gehört hat, spielten sich im Golden Gate-Park, in der Presidio-Reservierung und auf den großen Plätzen westlich und südlich der Stadt ab, wohin sich allmählig Hunderttausende der Einwohner mit ihren Halbfeligkeiten geflüchtet hatten. Hier entwickelte sich im großen, was viele Leser des „Berliner Tageblattes“ im kleineren Maßstabe anfangs der siebziger Jahre in Berlin selbst erlebt haben, als damals die große Wohnungsnot herrschte. Jeder Standesunterschied war—and ist es heute noch—in diesen improvisierten Zelten- und Barackenlagern aufgehoben, selbst die Chinesen durften sich ganz ungeniert unter den Weißen bewegen, was nach amerikanischen Begriffen eigentlich ganz unerhört ist. Jeder hilft dem anderen und teilt mit ihm, was er hat. Glücklicherweise ist jetzt auch jede Gefahr einer Hungersnot gehoben, nachdem auf dem Seewege ganze Flotten von Proviantsschiffen angelangt sind. Auch auf dem Landwege kommen natürlich massenhafte Zufuhren. Den ersten Hilfszug stellte der aus Kalifornien stammende Herr Hearst, der keine Gelegenheit verläßt, um sich als Präsidentschaftskandidaten für 1908 zu empfehlen.

Der Wiederaufbau wird gerade so gut gelingen wie in Chicago und Baltimore. Allein inzwischen wird San Francisco ein gutes Stück seines überseeischen Geschäftes eingebüßt haben, auf das sich andere jetzt stürzen dürften. Die gefährlichste Konkurrentin ist Seattle, die jetzt schon beinahe 100,000 Bewohner zählende, mächtig aufblühende Stadt am Pugetjunde. Von hier gehen schon lange direkte Dampferlinien nach Hawaii, Alaska und Ostindien, und außerdem ist es der Endpunkt dreier transkontinentalen Linien, der Northern Pacific, der Great Northern und Canadian Pacific. Ich habe schon von einer ganzen Anzahl unternehmender Kaufleute hier und in Chicago gehört, die unverzüglich in Seattle Kommissionshäuser errichten wollen. Es wird jedenfalls eine Reihe von Jahren erfordern, ehe San Francisco alle seine alten Handelsverbindungen wieder aufnehmen kann.

(Berliner Tageblatt.)

(Eine preussische Millionärstatistik.) Nach der kürzlich erschienenen Statistik der preussischen Ergänzungsteueranlage für die Jahre 1905/07 ist Wiesbaden diejenige preussische Stadt,

welche die verhältnismäßig meisten Millionäre in Preußen beherbergt. Auf je 10,000 Einwohner kommen dort 27,7 Millionäre. Ebenfalls relativ viele Millionäre wohnen in Frankfurt a. M., 17,9 auf 10,000 Einwohner, Charlottenburg 17,8 und Bonn 12,3. 5 bis 10 Millionäre unter je 10,000 ihrer Einwohner zählen die Städte Düsseldorf, Aachen, Berlin, Elberfeld, Köln, Potsdam und Hanau. Alle übrigen selbständigen Stadtkreise können nur weniger als 5 Millionäre unter 10,000 ihrer Einwohner aufweisen; Königshütte, Rattowitz, Schweidrit, Oepeln und Justerburg besitzen überhaupt keine solch seltenen Menschen. Absolut genommen ist die Zahl der Millionäre in Berlin (1308) natürlich am größten; es folgen Frankfurt a. M. mit 584, Charlottenburg mit 381, Köln mit 255, Wiesbaden mit 208, Düsseldorf mit 193, Breslau mit 161, Magdeburg und Hannover mit je 107, Bonn mit 101 und Aachen mit 100 Millionären. Die übrigen Stadtkreise haben weniger als 100 Millionäre aufzuweisen, einige zählen, wie schon gesagt, überhaupt keine. In den selbständigen preussischen Stadtkreisen wohnen 5510 Millionäre, während auf dem Land 1899 gezählt wurden.

(Ein Garten auf einem Ozeandampfer.) Es ist ein Vergnügen dem hanseatischen Fortschrittsgeist in seiner Unermüdllichkeit zu folgen. Zuletzt staunte man über die vielen Neuerungen, die der Hamburger Riesendampfer „Amerika“ der Personenbeförderung über den Ozean gebracht hat. Und schon ist ein neues, größeres, an Neuerungen noch reicheres Schiff bereit, den Dienst aufzunehmen: die „Kaiserin Auguste Viktoria“ der Hamburg-Amerika-Linie. An Neuerungen noch reicher! Es wird das erste Schiff sein, das einen immergrünen Wintergarten, ein Palmgartenhaus besitzt. Auf dem zweithöchsten Promenadendeck des Riesenschiffs—9 Decks türmen sich auf ihm übereinander—auf dem Kaiserdeck wird der schwimmende Garten zu finden sein. Man tritt durch windfangartige Vorräume in eine große Halle, in der gegen 100 Personen Platz finden, und die auf das anmutigste mit Palmen, Ziergewächsen und Blumen geschmückt ist. Die Vorderwand ist von einer Reihe großer Fenster durchbrochen, wie man sie in dieser Größe noch niemals auf einem Ozeandampfer gehabt hat. Hier öffnet sich dem Besucher des Gartens ein weiter Blick über das Meer. Eine runde Glaskuppel im Plafond, die auf kunstvoll geschnitzten Pilastern ruht, hilft malerische Helligkeit über den Garten verbreiten. Blumenberanktes Gitterwerk zieht sich an den Wänden entlang, auch das Oberlicht ist mit reizvollen Spaliergehänge bekleidet. Der Eintretende sieht in den gegenüberliegenden Ecken der Vorderwand zwei Grotten, die Versailler Motiven nachgebildet sind: Schwäne von Putten gehalten, speien Wasser in marmorne Muschelschalen. Ringsherum laden bequeme Korbstühle und Sofabänke zum Sitzen ein, seidene Kissen liegen umher, an kleinen Tischen wird nachmittags Kaffee und Tee in feinem Porzellan serviert. Ueber weiche Perserteppiche tritt der Fuß. Frische Blumen lugen aus geflochtenen Vasen, aus Körben, aus Gitterkästen längs der Wände am Boden. Die Rückwand läßt zwischen Palmengrün eine Parklandschaft sehen mit Schlössern und Springbrunnen, ein Motiv, wie es in diese Umgebung paßt. Bei Abend wird eine magische Beleuchtung durch Wandleuchter und einen großen Lüster in der Mitte des Saals erzielt: hier glühen bunte Blumen aus reizendem Laubwerk hervor, dort in Grotten schimmert das niederträufende Wasser in bunten Lichtern. Ein Märchenbild aus Tausend und einer Nacht mitten auf dem Ozean!



Literatur und Kunst.

Ein Zusammenbruch.

Erzählung von Arthur Leist.

I.

Durch drei lange Täler, vorbei an steilen Bergwänden und Felsen führt die Straße von Tiflis nach Gerani, einem stillen abgelegenen Dorfe, das keine anderen Sehenswürdigkeiten besitzt als einige große Obstgärten und die Ruinen einer aus längst vergangenen Jahrhunderten stammenden Kirche. Die lange und beschwerliche Landstraße windet sich in zahlreichen Krümmungen dahin, sie ist alt und urwüchsig wie die zweiräderigen, plumpen Büffelkarren der georgischen Bauern, von denen sie fast ausschließlich befahren wird. Schwerfällig und knarrend ziehen diese altertümlichen Wagen oft in langen Reihen nach Tiflis ohne die Ruhe und Stille der einsamen Täler und Berge zu stören. Geduldig wie die Zugbüffel sind auch die auf den Wagen sitzenden Fuhrleute, die trotz der endlosen Erschütterungen ruhig schlummern oder träumen oder ein schwermütiges Lied singen, das rauh und kunstlos wie leidenschaftliches Stöhnen mittelalterlicher Menschen in die Ferne hallt.

Auf dieser Straße fuhr an einem Märztag eine vierspännige Kutsche, die wie die Pferde ziemlich armselig aussah und bei jedem kräftigen Ruck vor Altersschwäche zu ächzen schien. Der Kutscher trug den langen georgischen Bauerrock von grobem, grauem Tuch, der schon stark verschossen und ebenso abgenutzt war wie das ganze Fuhrwerk.

Ein anderes Bild bot das Innere des Wagens dar, denn hier saßen zwei blühende Mädchen, deren Eleganz und Anmut in keiner Weise der Umgebung entsprach. Beide trugen schwarze Kleider und Hüte, die den edelen Schnitt ihrer Gesichter und die Bornehmheit ihrer Erscheinung noch mehr hervor hoben. Sie waren nicht nur ernst, sondern traurig, besonders die ältere und schönere, die Fürstentochter Tamar Geraneli, aus deren schwarzen, aber sanften Augen von Zeit zu Zeit eine Träne auf die Wangen rieselte. Gestern früh war ihr Vater am Herzschlag gestorben und sie eilte nun mit ihrer Freundin Maro zur Mutter um ihr beizustehen und einigen Trost zu bringen. Unerwartet wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel war dieses Unglück über sie gekommen und vom Schmerz niedergedrückt vermochte sie weder an die Ursachen noch an die Folgen des ihr ganzes Dasein erschütternden Ereignisses zu denken. Erst vor zwei Wochen hatte sie den Vater in Tiflis bei der Tante gesehen und obgleich er traurig und mißgestimmt gewesen, schien doch sein Aussehen zu keiner ernstlichen Besorgniß Anlaß zu geben. Die Plöcklichkeit seines Todes weckte in ihr ein unsägliches Leidgefühl und es schmerzte sie bitterlich, daß sie die letzten Monate nicht zu Hause in seiner Nähe, sondern in Tiflis bei ihrer Tante zugebracht hatte.

So saß sie niedergeschlagen und matt von der seelischen Erschütterung in den Wagen gelehnt und richtete nur von Zeit zu Zeit einige wenige Worte an ihre Begleiterin, die ermüdet von der langen Fahrt ebenso kurze Antworten gab. Sie fahren schon fünf Stunden, denn nur mit Mühe überwandten die Pferde die Steigungen und Senkungen der Straße und schon mehrere male hatte der Kutscher gehalten um sie verschaukeln zu lassen.

Auch jetzt hielt der Wagen am Rande eines Waldes und die beiden Insassinnen stiegen aus um sich etwas zu ergehen. Wie ein Bild edler Schönheit und Anmut erschien Tamar Geraneli auf der Landstraße und selbst die vorbeifahrenden Köhler richteten mit stummer Bewunderung ihre Blicke auf sie. Vom Scheitel bis zur Sohle war alles Adel an ihr und nicht nur ihre feinen Gesichtszüge, ihre elastische Gestalt ließen in ihr ein Kind einer edelen, alten Rasse erkennen. Seit sechs Jahrhunderten spielten die Geraneli eine hervor-

ragende Rolle in der Geschichte Georgiens, zwanzig Geschlechter lang. Nittern hatte sie zu Vorfahren und wenn auch der Adel sich im Laufe des Gefühl für sie war, lag doch eine ererbte Bornehmheit in ihrem Wesen ausgeprägt.

Langsam ging Tamar am Waldrande hin und schaute traurig auf die ersten Gaben des erwachenden Frühlings. Zarte, hellgrüne Blätter bedeckten die Zweige des Unterholzes, unten im Grase blühten Alpenveilchen und Schneeglöckchen und auch die Knospen der Bäume brachen schon auf und schienen sich nach Sonne und Wärme zu sehnen. Tamar kannte diesen Wald seit ihrer frühesten Kindheit, sehr oft war sie mit ihrem Vater hier gewesen und jetzt erinnerte sie sich plötzlich, daß diese die ganze Berglehne bedeckenden Eichen und Buchen nicht mehr ihr gehörten, denn vor einem Jahre hatte der Vater den Wald verkaufen müssen um einen Gläubiger zu befriedigen. Damals war ihr dieser Verlust schwer zu Herzen gegangen, aber er hatte sie nicht so betrübt wie heute. Traurig blickte sie den Berg hinauf und wandte sich schnell wieder ab, denn es ging ihr wie ein Riß durchs Herz bei diesem Anblicke.

„Der arme Vater konnte den Verkauf dieses Waldes nicht verschmerzen!“ dachte sie bei sich und ging mit Maro zum Wagen zurück.

Die Pferde trabten träge weiter und keuchten dann einen Hügel hinauf, hinter welchem das Dorf Gerani liegt. Als sie oben angekommen waren, brach die sich zum Untergange neigende Sonne durch das blaßgraue Gewölk des milden Märztagess hervor und warf einen goldigen, aber fast unheimlichen Glanz auf das Dorf und das Vaterhaus. Es stand auf einer Anhöhe, umgeben von mehreren mächtigen Eichen und Nußbäumen und sah mit seinen weißen Wänden und hell glitzernden Fenstern stattlich und einladend aus. Schon aus der Ferne machte es den Eindruck eines behäbigen Herrensitzes. Ein solcher war es auch immer gewesen und in ganz Kartlien mußte jeder von der Gastfreundschaft, der Gemütlichkeit und Bornehmheit seines gestern verstorbenen Besitzers zu erzählen. Wie oft hatten hier im langen Saale bis fünfzig fröhliche Gäste beisammen gefessen und beim Becherklang und Lautenspiel ganze Nächte hindurch nach altgeorgischer Sitte lustige Lieder gesungen! Der Wein von Gerani ist berühmt weit und breit, er ist köstlich und erheiternd und ebenso waren Gemüt und Sinn des Fürsten Geraneli.

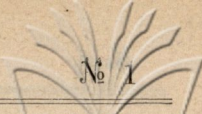
Erst in den letzten Jahren war er allmählig anders geworden, ein Schatten hatte sich auf sein Gesicht gelegt und gestern war er plötzlich am Herzschlag zusammen gebrochen.

Als Tamar das wie immer so freundlich in die Ferne schauende Haus erblickte, fing sie fast laut zu schluchzen an.

„Ja, Fräulein, dort hinter diese weißen und hellen Mauern ist jetzt dunkle Nacht eingezogen,“ sagte der alte Kutscher und wischte sich eine Träne ab, die über seine raube Backe rieselte. „Unser seliger Herr hatte ein gutes, edles Herz und wenn ein solcher Mensch entschläft, schlummert ringsumher alle Freude ein. Es wird lange dauern bis sie wieder aufwacht.“

Langsam fuhr der Wagen bergan, vorbei an den Weingärten, in welchen die Reben noch kahl und ohne Laubschmuck standen und in der eintretenden Dämmerung einen düstern Anblick gewährten. Üppig grünte jedoch schon das Gras an den Bepflanzungen, in hellem Grün prangten auch die Weidenbäume und hier und da schimmerte aus dem farblosen Garten der Blütenwipfel eines Mandelbaumes hervor.

Auf dem Hofe war es still und niemand trat aus dem Hause heraus, als der Wagen langsam und leise vorfuhr. Schluchzend und zitternd ging Tamar mit ihrer Freundin durch zwei Zimmer bis sie im dritten ihre Mutter fand, die blaß und niedergeschlagen auf einem Lehnstuhle saß. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid und um den Kopf ein schwarzes Tuch, welches unter dem Kinn zusammengebunden war und die Blässe und Abgehämtheit des Gesichtes noch mehr hervor hob.



„O Kind, mein armes Kind, was ist mit uns geschehen!“, rief sie, als sie Tamar erblickte. „Du hast keinen Vater mehr. Gott hat ihn zu sich gerufen. Und so plötzlich, ach so plötzlich! Am Herzschlage ist er....“

Die letzten Worte stotterte sie nur noch, zog Tamar an ihre Brust und beide fingen laut zu weinen an. Nach einer Weile richtete sich Tamar wieder auf, küßte ihrer Mutter die Wangen und die mageren Hände und ging leisen Schrittes in des Vaters Schlafzimmer, wo die Leiche bereits im Sarge lag. Auf jeder Seite brannten in hohen Kirchenleuchtern sechs dicke Kerzen, die das Zimmer, dessen Fensterladen geschlossen waren, nur schwach erhellten und einen starken Wachsgeruch verbreiteten. Neben der Tür saßen zwei alte schwarz gekleidete Weiber mit gelben, von Runzeln durchfurchten Gesichtern und kleinen knochigen Händen.

„Wehe uns! Wehe uns, goldne, süße Tamar. da ruht unser guter Herr, da ruht dein guter Vater!“ riefen sie und sprangen auf, als Tamar das Zimmer betrat. „Die Sonne ist für uns untergegangen, die Nacht ist hereingebrochen. Warum sind wir noch am Leben, da der gute und edle heimgegangen?“

Bei diesem Klagenruf belebten sich die leichenähnlichen Gesichter der beiden Weiber ihre schwarzen eingefallenen Augen leuchteten auf und mit leidenschaftlichem Druck umfingen die mageren Arme das eintretende Mädchen.

„Ach, es ist schrecklich, ich kann es gar nicht glauben, daß der arme Vater so plötzlich sterben konnte,“ stammelte Tamar hervor und küßte die beiden Alten auf die Wangen. Sie wußte, daß ihr Schmerz aufrichtig war, denn beide wohnten seit mehreren Jahrzehnten unter diesem Dache und nahmen teil an Freud und Leid wie Familienangehörige. Nato, die ältere, war die Amme ihres Vaters gewesen und seit jener fernen Zeit als Freundin und Helferin im Hause geblieben, während die etwas jüngere Ketewan bei der Verheiratung der Mutter als deren Dienerin ins Haus gekommen war.

Nur mit Mühe entwand sich Tamar ihren Umarmungen und trat an den offenen Sarg um ihrem Vater ins verblichene Antlitz zu schauen und seine starren Hände zu küssen. Sie brach fast zusammen bei seinem Anblick, denn jetzt überwältigte sie der Schmerz und entkräftet an Seele und Körper mußte sie sich niedersetzen.

So saß sie lange stumm vor sich hinstarrend bis sie draußen im Hofe Stimmen vernahm, welche sie wie aus dem Schlummer erweckten. Der Pfarrer des Dorfes und vier Mönche aus dem nahen Kloster waren gekommen um den üblichen Trauergottesdienst abzuhalten, der bis zur Beerdigung jeden Abend statt findet. Mit ihnen kamen auch einige Bauern und andere Leute aus der Nachbarschaft. Die meisten trugen ihre gewöhnliche Werktagskleidung und die klein Schaar machte einen wenig feierlichen Eindruck auf Tamar, aber man sagte ihr, daß zur Beerdigung mehrere hundert kommen würden und diese Versicherung tröstete sie.

Als der Geistliche das Ornat umgelegt hatte, begaben sich alle in das Sterbezimmer, jeder zündete eine kleine, dünne Wachskerze an und der Gottesdienst begann. Mit fast leiser, zitternder Stimme las der alte Priester die Gebete, wobei er sich von Zeit zu Zeit mit dem Rücken der Hand eine Träne aus den Augen wischte. Er betete ja für seinen langjährigen Freund und Wohltäter, für den guten Lewan Geraneli, mit dem er seit dreißig Jahren viele, viele frohe heitere Tage verlebt hatte. Weniger traurig klang der Gesang der Mönche, aber erschütternd hallten Tamaren die oft wiederholten Worte („Herr erbarme Dich!) ins Ohr.

„Upalo schemizkale!“ (Herr erbarme Dich!) klang es immer wieder und jedes mal fuhr sie bei diesen Worten zusammen und ihr Herz erfüllte eine Angst, die an Verzweiflung grenzte.

Nach einer Viertelstunde war das letzte Gebet gesprochen, die Kerzen wurden ausgelöscht und schweigend verließen alle wieder das

Haus. Eine lange, bedrückende Stille trat jetzt ein und die nur spärlich erleuchteten Zimmer schienen zu trauern wie die Menschen.

„Liebe Mutter, wie kam es denn, daß der arme Vater so plötzlich am Herzschlage starb?“ fragte Tamar mit sanfter Stimme.

„Ach Kind, der Vater kränkelte doch schon längere Zeit und plagte auch oft über Herzbeklemmungen,“ erwiderte die Mutter in traurigem, schleppendem Tone. „Wer konnte ahnen, daß es so kommen würde? Er selbst dachte ja an nichts schlimmes.“

Dann erzählte die Mutter von seinen letzten Tagen und Stunden und Tamar sah den Tod ihres Vaters immer deutlicher wie ein Verhängniß erscheinen, daß durch menschliche Hilfe nicht abzuwenden gewesen war.

Noch lange saßen sie traurig plaudernd neben einander und draußen schien der Mond hell und klar auf die waldigen Berge, das Tal und das Dorf, dessen Bewohner ruhig und friedlich schlummerten wie immer.

(Fortsetzung folgt.)

Henrik Ibsen.

Am 23. Mai starb Norwegens größter Dichter und Denker Henrik Ibsen im Alter von 78 Jahren nach einem bewegten, ruhmreichen Leben. Sein ganzes Volk und mit ihm die gesamte gebildete Menschheit trauerte an seiner Bahre, denn die Wahrheiten und Worte der Erkenntnis, die dieser Dichter im Laufe mehrerer Jahrzehnte durch den Mund seiner Helden in die Welt hinaus rief, deckten zahlreiche Gebrechen unserer Kulturzustände auf. „Dichten ist Sehen“ hat er selbst einmal gesagt und sein scharfes Auge schaute immer sinnend und forschend ins Leben und in die Gemüter der Menschen hinein.

Ibsen war kein Dichter im landläufigen Sinne, er war kein Sänger, sondern ein Seher und herb und rauh wie die Natur seines Vaterlandes war sein Dichten. Und wenn sonniges Licht in seine Werke hinein scheint, ist es fast kalt wie das grelle Licht der norwegischen Sommernacht. So ist die Wahrheit und so wird sie bleiben bis ans Ende aller Zeiten und kein Wahrheitsfucher wird im Sonnenlichte wandeln. Durch Nebel und Stürme führt sein Weg und auf solchem Pfade wandelte auch Ibsen, der Schöpfer einer stattlichen Reihe von Gesellschaftsdramen, die das zeitgenössische Leben widerspiegeln.

Der Ruhm, den er sich erworben, hat auch sein Vaterland und sein, kaum zwei Millionen Köpfe zählendes, Volk in den Vordergrund des geistigen Lebens unserer Zeit gerückt und bewirkt, daß Jahrzehnte hindurch die Gebildeten aller Völker auf die Worte lauschten, welche von Norwegens Fjorden her die Welt durchhallten.

Aber auch die Nachkommenschaft wird das bewahren, was in Ibsens Werken unvergänglich ist und der Umstand, daß ein einzelner Mann durch seines Geistes-Kraft die Bedeutung seines Volkes in den Augen der Kulturmenschen so erhöht hat, zeigt wieder einmal, daß Persönlichkeit und Geist mehr erringen als der unpersonliche Herdennimm der großen Massen. L.

Neue Bücher.

An dieser Stelle werden wir von Zeit zu Zeit auf diejenigen Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt hinweisen, die entweder einen dichterischen oder gemeinnützigen Wert haben. Die Wahrnehmung, daß viele im Kaukasus ansässige Deutsche die Fühlung nach unsrem Schrifttum verloren haben und das

tifiser Deutschen. Viele Eltern begannen ihre Kinder—und zwar sonderbarer Weise häufiger die Töchter als die Söhne—in mittlere Lehranstalten zu schicken. Und was war sehr oft das Resultat?—Die Schule machte ihre Zöglinge mit den reichen Schätzen der Wissens bekannt, erweckte in ihnen den Drang nach höheren Zielen und entwickelte das ästhetische Gefühl. Für diese Bestrebungen aber konnte die junge Generation in ihren Familien und überhaupt in der deutschen Gesellschaft im allgemeinen keinen Stützpunkt finden, und deshalb suchten sie solchen in anderen Kreisen. Daher die Klagen über die „Verruffung“ durch die höheren Schulen.

Sind diese Klagen gerecht? Ganz und gar nicht. Womit kann denn die deutsche Durchschnittsfamilie dem entnationalisierenden Einflusse der Schule Einhalt thun? Was hat diese Familie einem Puschkin und Lermontoff, einem Turgenjess, Gontscharoff und Dostojewsky entgegenzustellen? Man könnte sagen einen Schiller und Goethe, einen Spielhagen, Auerbach, Gustav Freitag. Aber darin zeigen sich eben die traurigen Folgen der geistigen Verödung, daß in der deutschen Durchschnittsfamilie unsere großen Schriftsteller nur dem Namen nach bekannt sind und sogar das nicht immer. Und steht es denn in Bezug auf die Wissenschaften besser?—Ist es denn unter solchen Umständen nicht natürlich, daß die jungen, nach Weiterbildung ringenden Geister ihre Befriedigung in anderen Kreisen suchen? Es ist unbillig zu verlangen, daß junge Menschen ihre Muttersprache lieben, wenn der Wortvorrat derselben, soweit sie ihn in ihren Familien sammeln können, nicht einmal hinreicht, höhere Fragen als die des täglichen materiellen Lebens auszudrücken. Der Gedanke ringt nach seinem Ausdruck in Worten, die Sprache ist das Gewand, in welches er sich kleidet, und grade die deutsche mit ihrem uner schöplich reichen Wortvorrat und ihrer logischen Biegsamkeit ist befähigt diese Aufgabe in vollem Umfange zu erfüllen, wie es die Schätze der deutschen wissenschaftlichen und schönen Litteratur beweisen. Aber dazu ist es nötig, daß sie einen organischen Bestandteil der Glieder der deutschen Gesellschaft bildet. Wo das nicht der Fall ist, darf man da denjenigen tadeln, welcher zur Befriedigung seines Ausdrucksbedürfnisses zu einer anderen ihm geläufigeren Sprache greift? Fällt der Tadel dafür gerechterweise auf die allgemeinen Lehranstalten, oder muß er nicht vielmehr die Familie treffen, welche sich in dem Konkurrenzkampfe mit den ersteren als unzulänglich erwiesen hat? Wir glauben die Antwort auf diese Fragen kann nicht zweifelhaft sein.

Ist dem aber so, wie wir es oben auseinandergesetzt haben, so ist es notwendig die entsprechenden Schlussfolgerungen zu ziehen, und offen und ehrlich ohne Scheu an die Besserung der jetzigen Lage zu gehen, welche ja glücklicherweise gänzlich in unseren Händen liegt. Denn wir wiederholen es noch einmal die Erkenntniß des Übels ist der halbe Weg zu seiner Abstellung.

Auf welchem Wege wir fortschreiten müssen, um in dieser Beziehung zu einer Gesundung unserer deutschen Gesellschaft zu gelangen, das wird der Gegenstand der weiteren Betrachtung sein.

G. B.

Die Deutschen Kolonien in Transkaukasien.

I. Geschichtliches.

Unsere Kolonisten stammen fast ausschließlich aus dem Königreich Württemberg. Die Auswanderung derselben erfolgte in den Jahren 1816 und 1817. Die Frage nach den Auswanderungsgründen ist eine recht verwickelte. Die Ausgewanderten hatten beim Verlassen ihrer Heimat selbst kaum eine klare Vorstellung darüber, was sie im besonderen dazu bewogen sich neue Wohnplätze im fernen Kaukasus zu suchen und als sie erst gar nach langer, an Beschwerden und Enttäuschungen so überaus reicher Fahrt in diesem Lande eingetroffen waren, da war für sie das Wie und Weshalb ihrer Auswanderung naturgemäß in ein noch tieferes, Dunkel gehüllt als zuvor. Wer also unter den Geschichtsforschern die Aussagen der Ausgewanderten als einzige Quelle gelten läßt, dessen Aufzeichnungen haben nur sehr geringen Wert, diejenigen aber, welche selbständig eine Erklärung für die Auswanderung gesucht haben, gehörten im Allgemeinen dem geistlichen Stande an und haben sich daher fast ausschließlich auf religiösen Stoff beschränkt. Aus der Zahl dieser Autoren hat die bedeutendste Abhandlung im Jahre 1869 der damalige Pastor zu Elisabettal M. Friedrich Schrenk im Selbstverlage der evangelisch-lutherischen Kolonialsynode in Tiflis erscheinen lassen—unter dem Titel: „Geschichte der Deutschen Kolonien in Transkaukasien.“ Betreffend die Auswanderungsgründe finden sich ferner auch nicht unbedeutende Anhaltspunkte bei Dr. Friedrich Bienemann in der im Jahre 1890 in Odessa erschienenen: Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Odessa., soweit dieselbe nämlich von den Bemühungen der russischen Regierung unter Katharina II und unter Alexander I, Kolonisten zu gewinnen, handelt. Endlich findet sich in dem neuesten Werke über die Deutschen Kolonien in Transkaukasien, das nach einem zweimaligen Besuche derselben in den Jahren 1898 und 1900 von dem Deutsch-Amerikaner Paul Hoffmann, zur Zeit in Mexico wirksam, mit großem Fleiße in Kalifornien fertiggestellt und in Berlin, im Verlage von Dietrich Reiner (Ernst Bohsen), 1905 herausgegeben worden ist und dem wir in nachstehender Abhandlung namentlich folgen werden, eine eingehende Erörterung der Auswanderungsgründe, die um so lesenswerter erscheint, als dem Verfasser die königlich württembergischen Archive zur Verfügung gestanden haben. Aus der soeben angeführten Litteratur ergibt sich nun als zweifellos, daß die Auswanderung bedingt wurde: erstens—durch die schweren politischen Verhältnisse Deutschlands zu jener Zeit, wie sie infolge der französischen Revolution und namentlich der hernach erfolgten unheilvollen Kriegszüge Napoleons I entstanden waren, und zweitens durch die damaligen religiösen und kirchlichen Bewegungen, welche auch in Württemberg stattfanden, hier zwar in verstärktem Maße. Die Kriegslasten waren in diesem Lande schier unerschwinglich. So hatte im Jahre 1815 die Grundsteuer eine Höhe erreicht, wie sie bisher einzig in der Geschichte der europäischen Staaten da steht: vom Reinertrag des Grundbesitzes verblieb dem Eigentümer nur ein Fünftel! Ferner erließ König Friedrich I, der seit 1787 den württembergischen Thron inne hatte, ein Fürst, wie

ihn die böse Zeit freilich erforderte, wie er unpopulärer aber wohl kaum in Württemberg gedacht werden kann, der in seinen früheren Stellungen als preußischer Generalmajor unter Friedrich dem Großen, hernach als Gouverneur von Finnland und endlich als russischer Generalleutnant im Krimfeldzuge gegen die Türken das Rücksichtnehmen auf „alte, liebgewordene Gewohnheiten“ an denen die württembergische Bevölkerung festhielt— vom Grunde aus verlernt hatte und im richtigen Verstehen der so verlotterten Verhältnisse des von ihm regierten Landes sich energisch an die Durchführung der von ihm notwendig erachteten Reformen machte, eine Verordnung, gemäß welcher jeder Württemberger, ohne Unterschied des Ranges und der Geburt, militärpflichtig sein sollte, wobei lediglich militärische Tüchtigkeit für die Ausschreibung entschied, nicht das Los. Eine Folge davon war, daß im Jahre 1815 als Napoleon von Elba zurückkehrte, 28259 Mann der körperlich kräftigsten Bewohner Württembergs unter den Waffen standen und außerdem noch 5400 Mann ausgerüstet in den Depots für König Friedrich bereit gehalten wurden! Dazu kam noch ein ungeheurer Repräsentationsaufwand, den der König trotz der traurigen Finanzlage seines Landes trieb, der ihm vielleicht in Hinblick auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen, die er mit den bedeutendsten Herrscherhäusern Europas anzuknüpfen wußte, nötig erschien. Die dadurch erzeugte Armut mochte an und für sich schon viele, namentlich in dichter bevölkerten Gegenden, veranlaßt haben, an eine Auswanderung in solche Länder zu denken, wo ihnen ein leichteres und sorgenfreieres Durchkommen in Aussicht gestellt wurde. Dazu kam dann die oben bereits angedeutete große religiöse Bewegung. Es ist nicht ganz zutreffend, wenn Pastor Schrenk behauptet, daß durch die Abschaffung, (seitens des württembergischen evangelischen Landeskonsistoriums), der alten Gesangbücher, Katechismen und Agenden viele sich von der Kirche trennten und da die Obrigkeit solches nicht duldet, sich nach einem Lande sehnten, in welchem sie mit ihren Angehörigen sich von dem „einreißenden Unglauben“ gerettet wüßten und nach der unverfälschten Lehre der evangelischen Kirche unangefochten weiter leben könnten. Hoffmann hat nachgewiesen, daß das neue Gesangbuch schon 1791, der Katechismus 1792 und die neue Liturgie bereits am 1. Januar 1809 eingeführt worden waren: bis zur Auswanderung nach Transkaukasien hätten somit die Unzufriedenen 7—15 Jahre geduldig ihr schweres Los getragen, was nicht wahrscheinlich ist, weswegen Hoffmann auch durchaus berechtigt erscheint, wenn er behauptet, Schrenk überschätze die Wirkung, welche obige Maßnahmen der württembergischen Regierung hervorriefen und übertreibe, wenn er von König Friedrich, der es seinen Beamten stets zur Pflicht gemacht, die Gewissensfreiheit seiner Untertanen zu schonen, behauptet, er habe von diesen verlangt, „den Glauben ihrer Väter zu verlassen.“ Es waren tieferliegende Gründe religiöser Natur, welche die Kolonisten Transkaukasiens zur Auswanderung aus Württemberg zwangen, wie wir nächstens sehen werden.

A. F.

(Fortsetzung folgt).

Erhaltung u. Steigerung der Ertragsfähigkeit der Kulturpflanzen.

Die Erfolge des Ackerbaus, soweit sie durch die Höhe der Ernten bedingt bzw. beeinflusst sind, hängen ab von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Gunst des Klimas einerseits und von der Ertragsfähigkeit der angebauten Kulturpflanzen andererseits.

Selbstredend schließe ich hier aus eine träge Bearbeitung eines Ackers, denn ein Feld oder Garten, die wie bei uns zu Lande mit Steinen bedeckt von Unkraut überwuchert und

schließlich noch mit großen Restern von Buschweiden [Heubüscheln] sind, können unter den günstigsten Verhältnissen [nur einen] mit telmäßigen Ertrag geben. Unsere Abhandlung über Erhaltung u. Steigerung der Ertragsfähigkeit der Kulturpflanzen betrifft zunächst solchen Boden, der wirklich schon bearbeitet und behandelt worden ist.

Gerade über die Erhaltung und Steigerung der Ertragsfähigkeit der Kulturpflanzen hielt Professor Dr. Wilh. Edler aus Jena im Kursus für praktische Landwirte in Hannover einen Vortrag, in welchem er darauf hinwies, daß die Erfolge des Ackerbaues abhängen vom Boden, vom Klima u. der Ertragsfähigkeit der angebauten Kulturpflanzen.

Das Klima ist etwas Gegebenes, kaum zu Veränderndes; auf die mittleren Temperaturen der Wachstumsperiode haben wir ebenso wenig Einfluß wie auf die Temperaturschwankungen; der Feuchtigkeitsgehalt der Luft entzieht sich unserem Einfluß ebenso sehr als die Menge und die Verteilung der Niederschläge; die Länge der Vegetationszeit können wir nicht verändern und der Beginn der Frühjahrspflanzung sowohl wie der Schluß der Herbstbestellungsarbeiten wird uns durch die Natur aufgezungen ohne Rücksicht auf unsere Wünsche und Bedürfnisse. In dem einen Jahre gestalten sich die klimatischen oder Witterungsverhältnisse für eine Gegend günstiger als in einem anderen Jahre, der Verlauf der Temperaturen schwankt in den einzelnen Jahren sehr und die Menge der Niederschläge und ihre Verteilung kann an demselben Orte in verschiedenen Jahren eine sehr wechselnde sein. Immerhin bewegen sich diese Verschiedenheiten im Ganzen innerhalb gewisser Grenzen, sodaß jede Gegend oder jeder Ort, einen mittleren Witterungscharakter besitzt, der den Einrichtungen der Landwirtschaft, besonders natürlich auch dem Ackerbau ein bestimmtes Gepräge gibt bzw. geben muß und der die mittlere Höhe der Erträge des Ackers bestimmt. Je mehr die wirtschaftlichen Einrichtungen diesem mittleren Witterungscharakter angepaßt sind, um so sicherer werden die Erträge sein und um so höher werden sie sich auch im Durchschnitt der Jahre gestalten. Es ist das eine alte unbestrittene Wahrheit, die aber leider nicht selten vergessen oder doch unbeachtet gelassen wird, besonders wenn Landwirte ihre Tätigkeit aus klimatisch günstigen in klimatisch ungünstigere Gegenden verlegen. Wie häufig wird es da unternommen durch Änderungen im Ackerbau oder in der ganzen Wirtschaftsorganisation eine Erhöhung der Erträge zu erzwingen, ohne daß vorher die Beantwortung der Frage versucht wird, ob nicht das Vorgefundene durch die klimatischen Verhältnisse der Gegend bedingt, ihnen weit besser angepaßt ist, als das, was man an seine Stelle setzen will.

Der zweite, die Höhe der Erträge des Ackers bestimmende Faktor, **Die Fruchtbarkeit des Bodens**, läßt sich schon weit mehr beeinflussen, wenigstens so weit die Fruchtbarkeit des Bodens durch die vorrätige Menge von Nährstoffen bedingt ist. Nährstoffarmen Boden können wir durch Düngung in seiner Fruchtbarkeit erhöhen und wo seither die in der Düngung mit Stallmist oder künstlichen Düngemitteln zugeführten Nährstoffmengen nicht ausgereicht haben, hohe oder höchste Ernten zu erzielen, da ist durch Steigerung der Düngergaben,—natürlich unter Berücksichtigung des Düngerbedürfnisses des Bodens—eine Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens und damit eine Erhöhung der Erträge zu erreichen. Von diesem Mittel die Erfolge des Ackerbaus zu beeinflussen, wird bei uns hier viel zu wenig Gebrauch gemacht. In einer Gegend, wie im Erivanschen Gouvernement oder Bakuer und zum Teile auch Elisawetpolschen u. Tifliser Gouvernement, in denen regelmäßig in der Hauptve-

gitationszeit lange Trockenheit herrscht, kann auch durch die stärkste Düngung der Ertrag nicht über die Grenze hinaus erhöht werden, die durch die für die Pflanzen verfügbare Wassermenge gezogen ist. Das Wasser ist hier am Minimum und bestimmt die Höhe des Ertrages. In anderen Fällen können dauernd niedere Temperaturen in gleicher Weise bestimmend wirken. Meist hat aber das Wasser bei uns den größten Einfluß in der angedeuteten Richtung, es ist in unseren klimatischen Verhältnissen sehr oft im Minimum vorhanden.

Und deshalb sind die Eigenschaften des Bodens, die seinen Wasserhaushalt zu beeinflussen vermögen und dadurch auf die Wasserversorgung der auf ihm wachsenden Pflanzen wirken, häufig ebenso bestimmend oder bestimmender für die Ertragsfähigkeit, als seine chemischen Eigenschaften, sein Gehalt von aufnehmbaren Nährstoffen. Die mechanische Zusammensetzung des Bodens, sein Gehalt an feuchten, meist aus Ton bestehenden Teilen einerseits u. an Sand verschiedener Korngröße andererseits, bestimmt sein Verhalten gegen Wasser, seine Wasserkapazität (Wasseraufnahme) seine Wasser haltende Kraft, seine Durchlässigkeit, seine Leitungsfähigkeit für Wasser. Die hier auftretenden großen Unterschiede und ihre Folgen fallen in die Augen, wenn wir an das Verhalten der Sandböden u. der Tonböden gegen Wasser denken.

Diese Eigenschaften des Bodens lassen sich durchgreifend selten ändern. Durch einzelne Kulturmaßnahmen können wir die mechanische Zusammensetzung des Bodens wohl etwas abändern und so z. B. durch Bereicherung des Humusgehalts, durch Kalken das Verhalten des Tonbodens gegen Wasser ebenso verbessern wie das des Sandbodens. Das sind aber immer Veränderungen geringer Art, die Hauptunterschiede sind nicht aufzuheben.

Aus diesem Grunde muß man bei der Beurteilung der Ertragsfähigkeit eines Bodens der mechanischen Zusammensetzung und ihren Wirkungen mehr Bedeutung beilegen, als der chemischen Zusammensetzung.

Ueber den dritten Faktor, der die Höhe der Erträge neben Klima u. Boden bedingt, die **Ertragsfähigkeit** der Pflanzen, — will ich in einer der nächsten Nummern die Ansichten von Dr. Willh. Eöler vorbringen.

K.—H.

(Fortsetzung folgt)

Die Malaria und ihr Urheber.

Bis vor kurzem noch galt die Malaria, weil ihr Name „schlechte Luft“ besagt, als Typus einer sogenannten **miasmatischen** Krankheit. Sumpfboden, so glaubte man allgemein, sollte vor Allem ihre Brutstätte sein, aus der feuchten Erde sollten die sie bewirkenden Keime mit dem Trinkwasser, vornehmlich aber mit der eingeatmeten Luft in den menschlichen Körper gelangen. Da fand der französische Arzt **M. Laveran** 1880 den Krankheits-erregere, der sich als ein nur dem mit stärksten Instrumenten bewaffnetem Auge sichtbarer Blutschmaroger erwies. Es ist ein tierischer Parasit—ein sogenanntes Wechselftierchen (Amoeba)—welches so unendliche Leiden der Menschheit verursacht; im Gegensatz zu so vielen Krankheitserregern pflanzlicher Natur (Bazillen, Bakterien).

Die vereinigten Forschungen vieler Gelehrter stellten außerdem noch das Vorhandensein zweier weiterer Malariaparasiten fest, die derselben Gattung angehörig und ihr äußerst ähnlich, doch der Wirkung nach verschieden sind.

Unterscheiden wir also kurz diese drei Erreger ihrer Wirkung nach; da sind: 1) **der Erzeuger der tropischen Malaria** die

in Italien Sommerherbstfieber genannt. Das ist die **hörschlägige** Form der Krankheit (**Perniciosa**), bei der der Fieberanfall jeden Tag einsetzt, lateinisch (**Quotidiana**) genannt. Diese Bezeichnungen sind wert, Gemeingut eines größeren Publikums zu werden, da sie kurz und klar verständlich sind 2) der Erreger des alle zwei Tage einsetzenden Malariafieberanfalls, der **Tertiana**, und 3) der Erzeuger der gutartigsten Malaria, der alle drei Tage einen Fieberanfall hervorrufenden **Quartana**. Auf welche Weise nun gelangt dieser Schmaroger in das Blut des Menschen?

Dank der intensivsten Geistesarbeit zahlloser Forscher wissen wir heute mit **völliger Bestimmtheit**, daß drei Arten der menschlichen Malaria, durch eine ganz besondere **Stechmücke** vom Kranken auf den Gesunden übertragen werden. Diese **ausschließliche** Uebertägerin—wir müssen das betonen—der so gefährlichen Krankheit verursacht in Italien allein, von wo genaue statistische Daten aus den letzten Jahren vorliegen, die Erkrankung von zwei Millionen Menschen jährlich und den Tod von 15000 Menschen im gleichen Zeitraum (früher noch unendlich viel mehr).

Dieses gefährliche Insekt ist eine Gelse oder Stechmücke, der schon Linne den Namen „**Anopheles**“, zu deutsch Nichtsnutz, gegeben hat; eine nahe Verwandte der gewöhnlichen Stechmücke, lateinisch **Culex**. Jeder Mensch würde beide Stechmückenarten, wenn er sie nebeneinander sähe, für ganz gleich halten und wenn auch die Forschung schon früh sie trennte, so sind ihre wichtigsten Unterschiede doch erst vor kurzem durch die Anregung der Malariaforschung festgestellt worden. Wir können an dieser Stelle nicht alles darlegen und müssen uns auf folgende wichtigsten Punkte beschränken:

1) stechen und blutsaugen tun nur die Weibchen, sie sind also allein gefährlich. Eier legen können sie **nur**, wenn sie Blut gesaugt haben.

2) die **Anopheles**—Stechmücke bevorzugt zur Eiablage kleine windgeschützte Tümpel mit klarem Wasser; **Culex** dagegen ist weniger wählerisch und nimmt mit bewegtem, schmutzigem Wasser vorlieb.

3) **Culex** ist in Europa mit angrenzenden Ländern bei weitem in der Mehrzahl, **Anopheles** in der Minderzahl.

4) **Anopheles** hält sich tagsüber verborgen in seinen Schlupfwinkeln, mit Vorliebe menschlicher Wohnungen, und verläßt sie erst nach Sonnenuntergang um gewöhnlich nur Menschen, selten Säugetiere, nie Vögel zu befallen. **Culex** ist nicht wählerisch und sticht auch am Tage.

5) besonders ist die Körperhaltung in der Ruhelage verschieden: **Culex** hält den Körper parallel der Unterlage, und Rüßel und Körper bilden einen stumpfen Winkel; bei **Anopheles** sind Rüßel und Körper in einer Linie, letztere aber bildet mit der Unterlage einen spitzen Winkel.

Die **Anopheles**—Stechmücke scheut Wind, Zugluft und starken Regen; flüchtet und ruht gern in Häusern, meidet darin weiß gestrichene Flächen und liebt schmutzige dunkle Ecken. Sie entfernt sich nicht gern von menschlichen Wohnorten wenn genügend zur Eiablage nötige Tümpel vorhanden sind, ist kein guter Flieger, nie weiter als 200—300 Meter, kann aber durch Wagen und Eisenbahnen verschleppt werden.

Hauptsächlich während der Dämmerung morgens und abends fliegen sie aus und dringen in die Häuser ein.

Das wären so die hauptsächlichsten Lebensgewohnheiten dieser Stechmücke, nun aber müssen wir erklären, wie die Ansteckung vor sich geht.

Schluß folgt.



Del Reinigungs-Apparat Patent Köllner.

In Folge der erhöhten Akzise für Maschinendöl (60 Kop. pro Pud.) dürfte der Hinweis auf einen besonders praktischen „Tropföl-Reinigungs-Apparat für alle Interessenten von gewisser Bedeutung sein. Die Firma A. Köllner in Neumühlen bei Kiel (Deutschland) baut einen Apparat, welcher gegenüber den alten Apparaten bei gleicher Größe und gleichem Preise doppelt größere Filterschichten besitzt und daher auch doppelt leistungsfähiger ist, weil bekanntlich das Del viel vollkommener zu reinigen ist, wenn es durch fest zusammengedrückte Filterschichten ganz langsam filtrirt wird. Der Apparat hat ferner noch den Vorzug, daß man die Filtration des Oeles sehen, beobachten und zu jeder Zeit entsprechend reguliren kann.

Von dem in diesen Apparat geschütteten, schmutzigen Tropföl wird durchschnittlich 99% gut gereinigtes Del zurückgewonnen. Die Erneuerung des Filtrirmaterials, (Twist) erfolgt je nach Beschaffenheit des zu reinigenden Oeles alle 2 bis 6 Monate.

Die Apparate sind aus Guß und Schmiedeeisen und durchaus solide hergestellt. Delreiniger, welche aus Blech verfertigt sind, sind nicht zu empfehlen, da dieselben in kurzer Zeit verderben und dann nicht mehr entsprechend arbeiten. Es ist jedem Maschinenbesitzer zu raten nur solches Tropföl wieder zum Schmieren der Maschinen zu verwenden, welches in ganz vollkommener Weise gereinigt worden ist und in welchem sich auch nicht mehr die geringsten Beimengungen befinden, denn wird Tropföl zum Schmieren der Maschinen verwendet, welches nicht vollkommen gereinigt ist, so macht sich bei den Lagern nach einigen Monaten eine starke Abnützung bemerkbar, weil die Lagerflächen raub werden und Reifen bekommen, die sich naturgemäß nach und nach vergrößern resp. vermehren, wovon sich jeder überzeugen kann, der bereits mangelhaft gereinigtes Tropföl zum Schmieren der Maschinenlager verwendet hat.

Nach Mitteilungen der Firma A. Köllner sind von diesen Apparaten bereits über 200,000 Stück verkauft. **G.**

Pustige Gede.

Gast (welcher soeben eine Fliege aus der Suppe nimmt): „Aber Herr Wirt, das ist doch eine furchtbare Unsauberkeit bei Ihnen, ich ziehe nun schon die zweite Fliege aus der Suppe“.

Wirt (grob): „Nun, wollen Sie für Ihre zehn Pfennige vielleicht ein Reitpferd rausziehen?“

Pech!

Student: „Ich sage ja, dieses Pech! Da schickt mir mein Onkel freiwillig 50 Mark; gerade jetzt, wo ich ihn um 100 anpumpen wollte!“

Beruhigung.

Mann (der ins Wasser gefallen ist, schreiend): „Zu Hilfe! Ich kann nicht schwimmen! Ich kann nicht schwimmen!“

Vorübergehender (stehen bleibend): „~~Das kann auch nicht schwimmen, aber deshalb mache ich doch nicht~~ dau wie Sie!“

Macht nix.

Leutnant (hatte sich, um das nach Bieberich abfahrende Dampfboot abzuwarten, auf das erst Tags vorher in den heftigen Landesfarben rot und weiß mit Ölfarbe angestrichene Brückengeländer gesetzt.): „Hol's der Teufel, das ist ja ganz frisch angestrichen!“

Brückenwärter: „Dat macht nix, Herr Leutnant, dat wird noch e mol angestrichen!“

Beim Photographen.

„Wie wünschen Sie photographiert zu werden? Stehend, im Profil, en face.“

„I bin Wirt, i glaub' also am besten am Faß.“

Verantwortlicher Redakteur: Arthur Leist.

Herausgeber: Kurt von Kutzichenbach.

Der Tifliser Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen

empfeht Lehrerinnen der russischen, deutschen, französischen und englischen, armenischen und georgischen Sprache, übernimmt die Vorbereitung zu Herbstprüfungen bzw. Nachprüfungen nach dem Programm aller Lehranstalten in Tiflis und auswärts.

Sprechstunden von 12—3 Uhr Nachmitt. Adresse: Ecke Grafskaja und Troizkaja, 47.

Zu verkaufen ein Grundstück mit Gebäude

an der Wera (Saburtalo) gegenüber der russischen Kirche. Näheres zu erfragen Brauerei Wegel bei Herrn Büttner.

Arzt und Geburtshelfer

P. N. Demidow,

vormals Assistent der Klinik für Geburtshilfe an der Jurjewer (Dorpat) Universität. Geburtshilfe, Frauen- und Kinderkrankheiten.

Sprechstunden täglich außer Sonntag von 1—3 Uhr N. M. Elisabethstraße № 45. Fernsprecher № 1055.

DEUTSCHER VEREIN in TIFLIS.

Sonntag Nachmittag den 25. Juni
findet im Garten Renaissance (früherer deutscher Garten)
auf der Michaelstraße

Das diesjährige Sommerfest statt.

Anfang des Konzerts um 4 Uhr. Für Belustigungen verschiedener Art ist bestens gesorgt.

Um zahlreichen Besuch wird höflich gebeten.

Der Vorstand.

National Registrier Kassen ungefähr 500,000 im Gebrauch. Vermindern Verluste im Geschäft.

Halten zur Ordnung an und tragen zur Vergrößerung des Umsatzes so wie Gewinnes bei. Kassen von 40 R. an. Gebrüder Seibt, Koftow, Tiflis.

Bequeme monatl. Teilzahlung.



Illustrierte Preisliste gratis.



„Gala Peter“ wird namentlich für Kinder und Kranke empfohlen, ferner für Touristen, Offiziere u. s. w. Zu haben in den besseren Kolonialwaren-Geschäften. Ein gros Lager bei E. Ruffly u. G. Abolnik, Moskau.